Biogr.
1036.
n

Biogr. 1036 n Santerre

Johann Friedrich Wilhelm Santerre.

Biogr. 1036 n

Leben und Anekdoten

des

Johann Friedrich Wilhelm Santerre,

Hochzeitlader und Leichenbitter zu Ansbach.

Nebst einem Tittelkupfer.

1 8 [illegible] 5

29.13.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Denen

Hochwohlgebohrnen

Herren von Crailsheim,

zu Ansbach, Rügland, Moorstein,

Rittelsee und Frohstockheim.

Meinen Hochzuverehrenden
gnädigen Gönnern.

Hochwohlgebohrne Herren,

Gnädige Herren!

Die hohe Gewogenheit die sich mein seeliger Vater von Hochdenenselben rühmen zu können die Ehre hatte, macht mich so kühn, Hochdenenselben dieses Werkchen ehrehrbietigst zu widmen, und zugleich Hochderoselben Huld mich in

derjenigen Ehrfurcht zu empfehlen womit ich verharre

Hochderoselben

Ansbach,
den 1sten May 1808.

unterthänige
Christian Friedrich Santerre.

Santerrs Leben

und

A n e k d o t e n.

Wenn ein Jüngling mit natürlich guten Anlagen und unter günstigen Umständen, sich zu einem brauchbaren Manne bildet, so verdient er für die gute Anwendung seiner Talente, wenn noch überdies sein Herz eben so edel, als sein Verstand helle ist, Achtung und Wohlwollen. Merkwürdig wird ein solcher Mann für seine Zeitgenossen noch besonders dadurch, wenn seine Schicksale mannichfaltig und sonderbar waren und edle Simplicität alsdann noch aus seinen Handlungen hervorstrahlt, wenn er schon von

Vielen geachtet wird. Santerre verdient in dieser Rücksicht auch von seinen Nachkommen gekannt zu werden. Er war vielleicht einer von den wenigen Menschen, der Allen gefiel, die ihn kannten, und sein Andenken mag immer als ein seltenes Phänomen aufbewahrt werden.

Johann Friedrich Wilhelm Santerre war 1725 den 11ten August zu Ansbach gebohren. Sein Vater, ein sehr rauher und ernsthafter Mann, war Dyonisius Santerre, Bürger und Perüquieur daselbst. Dieser besondere Mann betrug sich gegen seine sehr sanftmüthige Gattin äusserst widerwärtig; selbst seine einzige Tochter konnte sich keines freundlichen Vaterblicks von ihm erfreuen, so lange ihm nicht ein Sohn gebohren wurde. Wilhelm kam zur Welt, und sogleich nach seiner Geburt überließ sich der Urheber seines Daseyn der ungeheucheltsten Vaterfreuden. Er selbst ordnete einen solenen und

geschmackvollen Kindbettschmaus an, und unterließ nicht, nach damaligen Gebrauch, alle nahe und entfernt verwandte Frauen und Jungfern Baasen hierzu feierlich einzuladen. Der Tag an welchem der neue Weltbürger zum Christen getauft werden sollte, erschien, und mit ihm die eingeladene ansehnliche Gesellschaft bey unserm frohen Santerre. Nicht nur die Pathen, drey Söhne des jenerzeit hochwürdigen Herrn Stadtpfarrers von der Lith zu Ansbach, sondern das ganze Personale begleiteten nach damaliger Sitte unsern jungen Helden in den Tempel, wo so lange die feierlichste Stille herrschte, bis der Tauf-Actus den Anfang nehmen sollte. Jetzt unterbrach der kleine Täufling die bisherige Stille, mit einem so hellen durchdringenden Geschrey, daß alle drey junge Herren Pathen kaum vermögend waren den Schreyer durch stetes Rütteln und Schaukeln nur so lange zum

Schweigen zu bringen, bis die Taufhandlung verrichtet werden konnte. Dieses ungewöhnliche Schreyen, welches von einem kaum gebohrnen Kinde in dieser Kirche nie gehört worden war, gab nun freylich bey dem nachher fröhlich gehaltenen Schmauß allerley Veranlassungen zu kannengießern. Einige meinten der kleine Wilhelm habe durch die so laute und durchdringende Stimme hinlänglich zu erkennen geben, daß ein musikalisches Genie in ihm liege, er würde sich auch mit den Jahren bey Chormusiken und im Orgelspielen besonders auszeichnen.

Andere wollten behaupten, der gütige Schöpfer habe ihm blos dieserwegen, eine so starke Stimme verliehen, damit er einst wie sein Herr Großvater welcher als holländischer Lieutenant bey einer mörderischen Bataille auf dem Schlachtfelde der Ehre sein Leben ausgeröchelt, eine Compagnie Helden zu kommandiren fähig seyn

möge, denn in seinem zwanzigsten Jahre müßte man seine Donnerstimme allerdings auf anderthalb Stunden weit deutlich vernehmen können ꝛc. Bey diesen und noch andern Gesprächen über Wilhelms künftige Bestimmung wurde unser wackere und vorher so vergnügt gewesene Kindsvater ungeduldig. Was soll dieses Geschwäze! schrie er heftig. Der Bube soll mir weder Musikant, noch Soldat werden, uud wenn ihr darüber schwarz würdet! Perüquen machen und frisiren soll er lernen; und damit Punktum! Die Frauen und Jungfern Baasen hatten nemlich den Vater mit ihren geführten Reden, gerade auf seiner empfindlichsten Seite angegriffen. Dieser selbst war seinem Vater welcher ihn beym Soldatenstand angebracht wissen wollte, aus Amsterdam entlaufen, und erlernte nachher bey einem Perüquieur in den Niederlanden, der ihn als Flüchtling aufgenommen sein Metier. Die sämmtlichen Baasen verlohren durch das Auf-

brausen ihres Wirths allen fernern Appetit zum essen; packten daher in möglichster Eile, den vor sich gehabten Käse, Kuchen und Schinken zusammen; wünschten der Frau Wöchnerin eine starke Dosis Geduld; den kleinen Schreyer aber in seine Zukunft Glück und Segen vom Himmel, und giengen mit einem von Seiten des Kinds-vaters ganz gleichgültigen: Ich bitte vorlieb zu nehmen, nur halbzufrieden nach Hause.

Knaben-Jahre.

Der kleine Hofnungsvolle wuchs bey schmaler Kost und strenger väterlicher Zucht zum größten Vergnügen seiner gut gearteten Mutter zum hübschen Jungen heran. Er erlangte den Knaben

Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen in der deutschen Schule mit ungemeiner Leichtigkeit und wurde nach erlernten Religionskenntnißen für fähig gehalten in seinem zwölften Jahre confirmirt zu werden. Schon in seinen Schuljahren entwickelten sich mit den Leibeskräften auch allmählig seine Natur Geistesfähigkeiten, und seine Schulkammaraden fühlten es oft daß sie ihm hierinn nicht gewachsen waren. Diese setzte er beständigen Neckereyen aus; die er sogar manchmal seinen Lehrern, jedoch auf eine sie nicht sehr beleidigende Weise fühlen ließ. Furchtlos von Jugend auf, war er bereit jedes Unternehmen, war es auch noch so kühn und gefährlich, zu bestehn und auszuführen. Hievon dieser Beweiß:

Das Schaukeln.

In Wilhelms 10ten Jahre waren die zwey Söhne des Stadtthurners seine Lieblingskamme-

raben. Mit ihnen brachte er seine freyen Stunden auf dem Thurme zu. An einem Wochenmarkttag gieng sein Vater mit einem Bekannten über den obern Markt. Bruder Santerre, rief ihm dieser Freund zu: sieh einmal in die Höhe, wie sich dein Wilhelm mit des Thurners Buben lustig macht! Welch ein Schrekken aber ergriff den Vater, als er den Jungen mit den beeden Thurners Söhnen auf dem Laden des Zuglochs äusserst auf der Spitze sitzend erblickte, die sich von dem Zugloch an die Mauer des Thurms und von da wieder an das Zugloch einander schauckelten. Mehrere Leute versammelten sich nun bald um den erschrockenen Vater; sahen den lebensgefährlichen Spiel auf den nur mit zwey schwachen Klöbchen befestigten Laden unter Herzensängsten zu; wiederriethen aber einstimmig das Hinaufrufen. Der verwegene Wilhelm selbst bemerkte jezt das Zusammenlaufen der Leuthe, und endlich sogar seinen Vater, und machte den

gefahrvollen Spiel durch ein glückliches Hineinschlüpfen in den Thurm welches auch seinen Kammeraden glückte, ein Ende.

Die drey Pursche wurden für dieses Kunststück zu Hause tüchtig abgebrügelt, und Wilhelm wagte eine kurze Zeit dergleichen nicht wieder.

Jungen-Streiche.

Nach vorbey gegangener Confirmation nahm ihn der Vater als Perüquenmacher in die Lehre. Dieses Metier war ganz nach seinem Geschmack, er machte sich auch dabey, weil er eben große Lust dazu hatte, in kurzer Zeit geschickt, eine

Kundschaft ausser dem Hause zu versehen. Ob er gleich bey manchen Kunden, auf dem er eben nicht zum besten zu sprechen war, sich eines Würfels oder harten Käserinde anstatt der Pomade, bediente, und damit so scharf aufwichste, bis den Mann im Pudermantel Wasser in die Augen trat; auch zuweilen mit Zucker puderte, daß der Kunde zur Sommerszeit der Fliegen nicht genug erwehren konnte, so war man ihn wegen seines heitern Geistes und guten Einfällen doch sehr gewogen. Am meisten aber ließ er dergleichen Späße den Israeliten fühlen. Er frisirte öfters ihre Sabbaths-Perüquen über schwarze Kochhäfen, um, wenn solche aufgesezt waren, Stirne und Gesicht Kohlenbrennern gleich schwarz wurden. Erwachsenen Juden-Buben rufte er schon von ferne zu: Mach Mores! Nahmen nun diese die Hüte oder Mützen nicht so gleich ab, so mußten sie ohne weiters eine Perüque um den Kopf fühlen. Indessen wurde

freylich der Vater von Christen und Juden fast täglich mit Klagen angelaufen; der Herr Sohn bekam täglich nach Beschaffenheit der Sache Verweise oder Prügel, im ganzen aber blieb es beym Vorigen.

Mit seinen Kammeraden lebte er beständig in guten Vernehmen und Freundschaft, und manchen Jugendstreich führte er mit ihnen aus.

Der Sprung.

Einstmals befand er sich mit einem seiner Schulfreunde dem nachher in Ansbach angesehenen Bürgermeister — Sch — auf dem unterm Mark-

te. Ihnen begegnete zu ihren großen Vergnügen der wegen seiner besondern Lebensart damals bekannte stark beleibte Antiquar Christelly. Diesen liefen sie nach und schrien! Christelly hat Möperlein im Bauch! Je mehr dieser sie zu schweigen bedrohte desto ungestümmer ruften sie, und wiederhohlten solches Nachrufen so lange, bis sie der Antiquar mit dem blosen Degen in der Hand zu verfolgen anfieng. Für der Klinge ihres zum heftigsten Zorn gereizten Verfolgers jezt unsicher, rannten beede in die nahe damals erbaut gewordene Stiftskirche, wo sie in voller Angst die erste Leiter des noch vorhandenen Gerüstes bestiegen; aber auch dahin verfolgte sie der Grimm des Christelly. Sie stiegen nun immer höher und befanden sich schon auf dem fünften Gerüste, wo man die Wappen und denen zur Seite die Pasaunen-Engel befestigen wollte. Bruder Santerre, was ist nun zu thun; rief — Sch — wie ein Verzweifeln-

der: Christelly stößt uns den Degen durch den Leib, wenn er nun auf uns zu kommt. Unten liegt Schutt, sagte Wilhelm entschloßen: Wir springen hinunter. Dieses kaum geredet, kam schon der Antiquar auf sie los, und beede Jungen sprangen zum Ensetzen ihres Verfolgers und der unten stehenden Leute glücklich herunter. Nach einer kurzen Betäubung, ohne sich den mindesten Schaden zugefügt zu haben, sahen die Entkommenen zum Gerüste empor, spotteten aufs Neue des vor Schrecken noch halb todten Christelly und liefen davon.

Unter mehr dergleichen Streichen verstrich die Lehrzeit. Er wurde zum Gesellen gemacht, und beschloß bald darauf mit Bewilligung seines Vaters sich in die Fremde zu begeben.

Der junge Santerre war damals kraftvoller Jüngling; betrug sich dabey gut und frey,

und gefiel gleich beym ersten Anblick. Er kann jetzt gar keine Furcht mehr, und so sanft er sonst in seinem Berufe als leichter Friseur auf die Erde trat, so sehr konnte er, wenn er böse ward, stampfen, daß die Häußer drehnten. Seine Stimme war gewöhnlich nicht die rauheste; war er aber in der Hitze: so brüllte er wie ein Löwe. Zehn andere nahm er auf sich mit den Händen — Hundert mit dem Kopfe, und die ganze Welt mit seinem Herzen. Auch hatte ihm Mutter Natur als sie ihn aus den einen ihrer Schöße in den andern wandern ließ, eine gute Dosis ihres Witzes mit auf den Weg gegeben, und er lies es denselben auszubilden, nicht fehlen. Gesunde reine Vernunft leuchtete aus allen seinen Reden und Urtheilen hervor. Sein Temperament war cholerisch sanguinisch. Er konnte der heiterste lustigste Gesellschafter seyn, wenn er unter bekannten, billigdenkenden und natürlich guten Menschen war. Aber wenn

ihm einer mit Unnatürlichkeit, heiligen Grimassen und Vertheidigung einer offenbaren Ungerechtigkeit, oder gar seiner Ehre zu nahe kam! In dem Augenblick war er Feuer und Flamme.

Von der Natur also ausgerüstet verließ er seine Vaterstadt. Er bereißte Nürnberg, Regensburg und Wien, hatte meistens guten Verdienst und Gelegenheit in ansehnlichen Boutiquen sein Metier aus dem Grunde zu erlernen. Nach verfloßener Wanderzeit kam er nach Ansbach zurück; ließ sich daselbst in die Mutjahre notiren und conditionirte ein halbes Jahr bey seinen Vater. Jetzt, und zwar im Jahr 1749 verließ er seine Vaterstadt zum zweytenmal, nahm wieder in verschiedenen Städten Teutschlands Condition, und begab sich späterhin in die Schweitz. Bey diesen redlichen Republikanern und vorzüglich in der Stadt Basel gefiel es ihm ungemein. Hier leistete er auch seinen Kammeraden durch

sein Ansehen und Unerschrockenheit wesentliche Dienste. Er befreyte sie einstmals von den Nachstellungen zweyer Menschen die ihnen ihrer zudringlichen Grobheiten wegen, unausstehlich waren.

Der Wundbalsam.

Ersterer ein Apotheker-Subjekt nahm an jeden öfentlichen Platz Gelegenheit den Perüquenmacher-Gesellen seinen Spott fühlen zu lassen, und drechselte für diese manche bittere Pille. So sehr sich auch die Beleidigten an den Ungezogenen zu rächen bestrebten, und sich öfentliche Satisfaction zu verschaffen suchten, so trauten sie

doch der damals in Basel so wachsamen als strengen Polizey nicht.

Nur Santerre hatte Gegengift für die so oft eingeschluckten gefährlichen Pillen gefunden. Laßt es gut seyn, sagte er: Diesen Kerl wollen wir bald das Pillendrechseln einstellen; morgen Abends Schlag neun Uhr versammeln wir uns bey dem Todentanz; zwey von euch bringen jeder einen Elen langen häßlen Stock mit zur Stelle, andere zwey brauche ich als Drechsler-Gesellen, und die übrigen können Zuschauer abgeben. Wie gesagt so geschehen. Punkt neun Uhr des Abends traf die Gesellschaft an benannten Ort zusammen. Santerre wieß zur vorhabenden Expedition jeden sein Geschäft an. In Mäntel gehüllt giengen alle bey der mit Glasschiebern versehenen Apotheke, aus einem der Schieber jeden der zur Nachtszeit etwas benö-

thigt ist, herausgelangt wird, auf und ab. Als die Perüquenmacher bemerkten, daß vorgedachtes ungesittete Apotheker Subjekt sich ohne Gehülfen im Officin befand, klopften sie an. Auf die Frage: Was verlangt man? war die Antwort: Für 12 Rappen Wundbalsam. Zu welchem Gebrauch? Für einen sehr übel zerschlagenen Menschen. Sogleich machte der Dienstfertige die Salben zusammen, und langte solche zum ofenen Schubfensterchen heraus. In dem Augenblick warf ihm Santerre eine aus dünnen Stricken gemachte Schlinge um die Hand und zog dieselbe mit Beyhülfe zweyer Kammeraden fest zu. Andere zwey schlugen mit ihren Haßelstöcken die Hand des gefangenen Spötters dergestalt, daß er aus großen Schmerzen anfieng Feuer zu schreien. Nun fanden die Peiniger für gut, von ihm abzulassen und eiligst die Flucht zu ergreifen.

Der Bramarbas.

Ein anderer Plagegeist der Baßler Perüquenmacher Gesellen war der Sohn eines reichen Landvogts welcher auf Besuch in der Stadt bey seinen angesehenen Verwandten des Divertissements wegen sich befand. Dieser ein langer und starkbeleibter Pursch trug gewöhnlich Uniform und kannte in dieser kein grösseres Vergnügen, als am finstern Abends Handwerksgesellen herum zu stossen und zu prügeln. Diesen Unfug abzustellen, trat abermal Santerre in die Mitte seiner trauten Brüder. Laßt nur mich machen, rief er: ich will ihm das Prügeln schon vertreiben. Eines Abends da es ziemlich finster war, gieng der Eisenfreßer mit einigen Gesell-

schaftern vorsetzlich recht beherzt auf die Handwerkspursche zu. Weicht aus Knoten oder ich haue eure Köpfe entzwey! rief der starke Mann: Sie aber blieben diesmal stehen wie Russen auf dem Kampfplatze. Jetzt ergrief der Grausame erzürnt seinen Degen und verabredeter massen ergriffen nun alle die Flucht. Sie liefen von einer Strassen in die andere, und der Beherzte mit bloßem Degen in der Faust immer hinten drein. So dauerte das Jagen fort, bis sie endlich an den sogenannten Bach kamen, allwo sie über den nicht sehr breiten aber tiefen Graben vorher schon ein Brett angebracht hatten, über dieses sprangen sie alle aufs jenseitige Ufer, ergriffen aber sogleich das Brett, und zogen dasselbe in dem Augenblick als es unser Bramarbas betrat an sich hinüber, und der Kühne purzelte der Länge nach in dem Graben. Alle machten sich nun über den Abgekühlten her, stiesen und schleppten ihn im Schlamm so lange hin und her, bis

er unter dem ernstlichsten Versprechen in Zukunft jeden Handwerkspursch in seinem Werth zu lassen, recht demüthigst seiner Gesundheit und seines Lebens bat. Auch dieser hielt Wort; und nach einigen Wochen wurde er in der Stadt nicht mehr gesehen.

Im Frühjahr 1755 verließ Santerre Basel; reisete nach Genf, ohne aber daselbst zu conditioniren; besuchte noch verschiedene Contons der teutschen Schweitz und kam nach einer dießmal zehnjärigen Wanderschaft noch im gedachten Jahr 1755 wiederum nach Ansbach zurück. Hier wurde er noch in eben diesem Jahr Bürger, Meister und Ehegatte. Seine Braut fand er in der Person der damaligen Jungfer Anna Barbara Rosemann mit welcher er sich am 11ten August trauen ließ, und mit derselben fünf Kinder, als 3 Söhne und 2 Töchter erzeugte.

Die angesehensten Cavaliere am Hof und im Militär des Markgrafen hatte Santerre in seiner Kundschaft, so daß er an Geburts und Galle-Tagen wohl 6 Hände nöthig gehabt hätte; daher auch sein Verdienst von solcher Beschaffenheit war, daß hierinn alle damaligen Friseurs in Ansbach ihm nachstunden.

Er wurde von seinen so ansehnlichen Kunden aber nicht nur seiner Kunst sondern auch seines besonders glücklichen Temperaments und daher bey ihm entstandenen witzigen Einfällen wegen, vorzüglich geachtet. Er hatte die Ehre in die ersten Gesellschaften und in die vornehmsten Familienzirkel eingeladen, ja öfters dahin genöthiget zu werden, und seine Gegenwart verbreitete jedesmal Fröhlichkeit bey allen Anwesenden. Wenn nun freilich das alte Sprichwort „der Wein thut das Sein" sich bey unseren Santerre realisirte, dann nahm er es so genau nicht,

manchen derjenigen Herrn die ein Vergnügen darinn fanden, sich über ihn lustig zu machen, ziemlich beissende Worte hinzusagen.

Der Herrieder-Thurm.

Herr v. E. — Hauptmann bey dem damaligen v. Pöllnitzischen Infanterie Bataillon, war einer der ersten Quäler unsers Santerrs. Dieser ließ keine Gelegenheit vorbey seinen Friseur sowohl öffentlich als im Hause zu necken und zu beunruhigen, so daß er es bald ernstlich wünschte und auf Mittel sann, Ruhe zu bekommen. Santerre! was gibts Neues? war die gewöhnliche Anrede des Herrn Hauptmanns an ihn, wenn er zu frisiren kam. Absichtlich ant-

wortete dieser von jetzt an jedesmal und lange so fort, nur mit dem wenigen: „Ich weiß nichts Neues.“ „Du bist doch ein erbärmlicher Perüquenmacher, ein guter Perüquenmacher muß jeden Tag etwas Neues oder doch wenigstens eine Lüge wissen!“ „Ah, ah, Herr Hauptmann wenn Sie das so wollen und mir nicht übel nehmen werden, wenn zuweilen eine tüchtige Lüge mitkommt, dann sollen sie alle Tage etwas Neues haben.“ „Ich nehme dir nichts übel; nur jeden Tag etwas Neues und Hübsches!“ Diese Erlaubniß kam Santerre gelegen, und Herr v. E. — erfuhr nun 8 Tage nach einander jeden Morgen und zwar zur großen Zufriedenheit des Wißbegierigen eine Neuigkeit. Am 9ten Tage führte er endlich den längst sich vorgenommenen und zu seinen Zweck als Rache, an Herrn v. E. — vortreflich ausgedachten Streich, glücklich aus Der Morgen wur heiter, und Santerre begegneten auf dem gewöhnlichen

Frisirgang in der Obernvorstadt zwey Knaben die er anredete: „Buben, wenn ihr beede auf dem Casernen-Damm Achtung geben wollt, bis der Hauptmann v. E. — mit seiner langen Cöllnischen Pfeife über dem Portal zum Fenster heraus sehen wird, und mirs dahier im Emerndörferischen Brauhaus, wo ich mich so lange aufhalten will, sogleich sagen werdet, erhält jeder von mir einen Groschen. Geschwind und vergnügt liefen die Knaben den Damm zu, wo sie nach kurzer Beobachtungszeit den beschriebenen Herrn sein Morgenpfeifchen kaum zum Fenster heraus dämpfen sahen, als Santerre schon Nachricht hievon hatte. Jetzt sezte er sich geschwind in Bewegung und fieng aus allen Kräften über den Damm der Carserne zuzulaufen. Herr v. E. — welcher ihn bald bemerkte, sagte zu seinen Bedienten: „Was Teufel muß der Perückenmacher haben, daß er so ausserordentlich lauft? „Er wird vermuthlich sehr nothwendig haben, gnä-

diger Herr" antwortete dieser. Indessen rannte Santerre eben so schnell die Stiege herauf, kam schnaufend in das Zimmer, nahm Stuhl und Pudermantel, und rief: Gnädiger Herr! setzen Sie sich geschwind, ich muß sogleich wieder fort. „Was zum Henker hast du denn, wo mußt du denn so eiligst hin?" „Heute habe ich keine Zeit zu erzehlen, sonst versäume ich den ganzen Hauptspaß." Indeme während dieser Rede in nur möglichster Geschwindigkeit frisirt wurde, fragte Herr Hauptmann, was er denn für einen Hauptspaß meyne? Santerre schwieg. „Nun zum Henker! sage, was denn? du kannst ja doch während den Frisiren auch erzehlen. „Nun weil Sie es denn wissen wollen und müssen, so hören Sie denn: Am Herriederthurm hängt ein Kerl. „Ah, mach kein dummes Zeuch, wie kann sich am Herriederthurm ein Kerl erhängen? „Am Herriederthurm hängt ein Kerl, Sie mögen es nun glauben oder nicht glauben,

es stehen 3 — 400 Menschen daselbst, die das Spectakel herbeygeführt hat. „Nun weiß man denn nicht wer der Mensch ist, und die Ursache warum er hängt? Die Sache ist ganz kurz gesagt, diese: Ein Schneidergeselle karessirte die Thurners Magd; diese bekam jede Nacht einen Besuch von ihren Amanten welcher gewöhnlich bis an den Morgen in den Armen seiner Schönen verweilte. Hinter diese Spuckgeschichte kam endlich der Thurner, er versperrte die Stiegenthür mit einem starken Vorhängschloß, und suchte dadurch diese nächtlichen Rendez vous zu verhindern. Jetzt brachte die schlaue Verliebte den Musikanten - Lehrjungen vermuthlich durch Versprechung einer Belohnung auf ihre Seite, Sie gnädiger Herr haben ja selbst das starke Zugseil am Herriederthor woran Holz und Wasser aufgezogen wird, schon oft bemerkt? „Ja, ja, erzehle nur weiter. Die Magd nun und der Jung ließen gemeinschaftlich wenn nehmlich der

Herr und die Gesellen schliefen, das Zugseil woran das große Wasserschaff befestigt ist, herunter; der sehnlich Erwartete und allemal schon auf der Lauer Stehende stieg geschwinde in den großen Kübel, und wurde mehrmalen glücklich hinauf gezogen. Gestern aber, da die Magd und der Jung wiederum den Liebesritter hinunter zu lassen beschäftiget waren, kamen beede, (vermuthlich Eifersuchts wegen) in Wortwechsel; der boshafte Jung steckte den Querbalken in den Wellbaum und die Luftreise konnte nun nicht weiter fortgesezt werden. Durch das Geräusche erwachten die Gesellen, und endlich auch der Thurner. Dieser zeigte den Vorgang am frühesten Morgen dem Magistrat an, und da ohne herrschaftlichen Befehl mit dem Taucher nichts vorgenommen werden darf, so hängt der Kerl noch immer gerade in der Hälfte der Thurmhöhe, und guckt mit dem Kopf bald aus dem Schaff, bald wieder hinein, und hat wie schon gesagt,

mehr als 3 — 400 Zuschauer, welche dem kühnen Liebhaber durch Schreyen und Jauchzen ihre Bewunderung ausdrücken.

Friedrich, bringe mir meine Stiefeln und Wildschur, ich muß den Kerl auch sehen; rufte der Hauptmann. Santerre empfahl sich zu Gnaden; lief eben so geschwinde wie er ankam über den Damm zurück, und begab sich in die alte Krone, um abzuwarten, ob denn würklich die Neubegierde Herrn v. E. — zu dem Thurm verleiten würde. Nach ohngefähr einer Viertelstunde kam derselbe; er besahe den Thurm von allen Seiten Stadteinwärts und marschirte als er den beschriebenen Abentheurer nicht finden konnte, gravitätischen Schrittes zum Thor hinaus. Jetzt freute sich Santerre seiner ihm gelungenen Wiedervergeltung und erwartete sehr begierig die Folgen hievon, welche zu seiner Satisfaction noch weit besser, als er selbst vermu-

thete, ausfielen. Herr Hauptmann, als er an dem Thurm den Hängenden welchen er so gerne sehen und bewundern möchte, nicht sahe, glaubte zuversichtlich, er wäre zu späte gekommen, ärgerte sich deswegen seiner Saumseligkeit, und blieb um den Ausgang dieser Geschichte noch vielleicht näher in Erfahrung zu bringen, jetzt so neubegierig, als vorher. Nach der Parade begab er sich in die Postwirthschaft, woselbst damals mehrere Personen vom Militair und Civilstand den Mittagstisch hielten. In dieser ansehnlichen Gesellschaft wo über so mancherley Gegenstände aus allerley Fächern discourirt wurde, hörte Herr v. E. — zu seiner größten Verwunderung nicht eine Sylbe von dem Spectakel des Tags sprechen. Nun konnte er sich nicht mehr enthalten diesen Faden selbst anzuknüpfen. Frau Posthalterin die eine gebildete verständige und dabey sehr muntere Frau war, sollte ihm Auskunft geben. „Was hats denn heute früh

am Herriederthurm für einen Spectakel gegeben? wurde diese gefragt. „Am Herriederthurm Herr Hauptmann? Mir ist nichts bekannt. „Ah, mit dem Kerl, der im Wasserschaff am Thurm gehangen, und den ja mehr als 3 bis 400 Menschen haben hangen sehen. (Herr Hauptmann erzählte hierauf umständlich die Geschichte) Haben Sie dieses selbst auch mit angesehen? Nein, aber mein Friseur hat es mir gesagt. „Wie heißt denn ihr Friseur? Santerre: „O, der hat ihnen jämmerlich angelogen, rief nicht nur die Postmeisterin sondern mehrere zugleich, und die ganze Gesellschaft brach nun in ein lautes Gelächter aus, welches auch nicht eher aufhörte, bis Herr v. E. — abgegangen war. Dieser ärgerte sich immer mehr über seine Leichtglaubigkeit, und Santerre blieb von seinen Neckereyen und Neuigkeitswisserey auf immer befreyt.

Der Ritt nach Triesdorf.

Santerrs muntere Laune und dessen witzige Einfälle so wohl, als seine Kunst im Frisiren begünstigten ihn bald darauf dahin, daß er nach Hof berufen wurde und den Auftrag erhielte, von nun an Sr. hochfürstl. Durchlaucht Herrn Markgrafen Alexander selbst, täglich zu frisiren, und wenn Höchstdieselben in Triesdorf sich befanden, dahin zu reiten oder zu fahren. Die Stalleute, weil sie wohl wußten, daß er ein schlechter Reiter war, gaben ihn einstmals absichtlich ein sehr rasches Pferd; Santerre saß im Schloße am Stalle auf, und wollte nun zum Küchenthor hinausreiten; das Pferd aber kannte seinen Reiter, machte einige Sprünge und San-

terre purzelte herunter. In möglichster Geschwindigkeit war er wieder auf den Beinen, und als er das Pferd davon rennen sahe, nahm er den Huth ab und rief: Ich empfehle mich herrschaftliche Schindmähre, es muß nicht geritten seyn.

Die Söcker.

Markgraf Alexander der ohnehin ein sehr menschenfreundlicher Fürst war, wurde seinem Friseur Santerre seines heitern Temperaments wegen immer gewogener. Er nahm ihn auf den meisten Reisen innerhalb des Landes im Gefolge mit, und dieser vergnügte den Markgra-

sen gar oft mit seinen guten Einfällen. Bey Gelegenheit einer Sejour Serenissimi in Schwanningen, und da höchstderselbe bey vorzüglich guter Laune war, auch die Abendtafel ungewöhnlich spät aufgehoben wurde, sagte Santerre: „Wenn Euer Durchlaucht es befehlen und mich begleiten wollen, so will ichs machen, daß alle Bauernweiber und Mägde bald nach 12 Uhr schon die Better verlassen müßen. Das will ich sehen erwiederte der Markgraf. Mit schlag 12 Uhr führte Santerre denselben von einigen Cavalieren begleitet mitten in das Dorf; fieng hier an zu schreyen wie ein Göcker; alle Göcker krähten nach, und bald wurde es in den meisten Häusern lebhaft; Weiber und Mägde durch ihre Hausbähne getäuscht, weil sie glaubten der Morgen sey da, schlugen Licht an, sämtliche Herren aber giengen vergnügt ins Schloß zurück, um sich erst im Schlaf zu begeben.

Die Schweins-Jagd.

Im Herbst desselben Jahres befand sich Santerre im Gefolge des Markgrafen in Oeberndorf, woselbst eine Schweinsjagd gehalten wurde. Diese Jagd fiel zum Vergnügen Serenissimi und der anwesenden Herren ganz nach Wunsch aus. Die erlegten Schweine deren Anzahl bedeutend war, wurde alle auf einen Platz gebracht und die Herren Cavaliers warteten auf Austheilung dieses schwarzen Wildprets mit Begierde. Santerre dachte bey sich selbst nach, wie magst du es, daß dir auch einmal so ein ein starker wilder Bissen zu Theil wird? — den Fürsten selbst darum anzugehen, wollte er doch

nicht, stellte sich aber in die Nähe des Markgrafen und also, daß er von ihme gesehen und gehört werden konnte. Hier zählte er an den Fingern 5 bis 6mal so ziemlich laut die Worte herunter: Erbsen hab ich, Linsen hab ich, Kraut hab ich, Ruben hab ich: — Und was fehlt denn noch? fragte eine ihm gleich bekannte Stimme: Das Fleisch! Nun so nehm er sich ein Schwein, so giebts auch Fleisch. Er dankte unterthänigst, und nahm mit Beyhülfe einiger guten Freunde eines der größten Schweine vom Platz weg. So sehr hier der Neid aus vielen Augen blizte, so mußte mans gleichwohl geschehen laßen, und noch auf dem Platz verkaufte Santerre sein Schwein einem Cavalier für eine so beträchtliche Summe daß er 2 zahme Schweine dafür kaufen und nun für den Winter zu seinen Erbsen, Linsen, Kraut und Ruben für sich und die Seinigen auch Fleisch zu essen hatte.

Die französische Sprache wurde schon damals wie bey den meisten deutschen Fürsten, also auch am Hofe des Markgrafen Alexanders gesprochen. Unser Santerre verstand diese nicht, und dieses war die einzige Ursache, weswegen Serenissimus einen Friseur aus Paris kommen ließ und solchen in der Person des noch jetzt lebenden Herrn Kammerdiener Hubert zur Bedienung anstellte. Als Santerre entlassen wurde, erhielte er von dem Markgrafen die Weisung, daß er sich eine ihm angemessene Dienststelle ersehen und höchsten Orts sich darum melden solle. Der Entlassene erwiederte mit Vergnügen, daß er es gewiß nicht unterlassen wolle, Euer Durchlaucht zu seiner Zeit an diese höchste Gnade zu errinnern.

Santerre eilte hinsichtlich einer Bedienstigung gar nicht, denn er hatte wie oben gedacht, eine einträgliche Kundschaft, und sein Einkommen

wurde durch die Anstellung als Regimentsfriseur bey dem damaligen Infanterie Regiment, noch ziemlich vermehrt. Erst, als ihm einstmals der Gedanke durch den Kopf fuhr: Ha! wenn du mit der Zeit Hochzeitlader und Leichenbitter dahier werden könntest, daß wäre eine schöne Sache, und in dieser Rolle würdest du dich am leichtesten einstudiren und solche gewiß mit Beyfall spielen," erst dann, und da er noch von mehrern seiner Gönner aufgemuntert worden war, sich um dergleichen Expectanz-Decret zu melden, machte er Anstalten den Landesherrn bey einer hiezu schicklichen Gelegenheit auf sein ihm ehemals gegebenes fürstliches Wort aufmerksam zu machen.

Die lebendige Supplique.

Zu Anfang Februars 1761. wurden in dem damals Tracteur Knödelschen jetzt Minister von Gemmingischen Hause Redouten gehalten, und Santerre war bewußt, daß Serenissimus in höchster Person selbst sich hierbey einfinden würden. Er ließ sich ein Kleid machen, dessen rechte Seite gefärbtes und die linke Seite schwarzes Tuch hatte; nebst einen Mantel. Um den rechten Arm ward ein seidenes mit Silber durchschoßenes breites Band mit großer Masche angebracht, und von der linken Seite des Huths hieng ein langer Flohr herab, so daß er nun vom Kopf bis zu den Füßen auf einer Seite einen Hochzeitlader und auf der andern einen

Leichenbitter vorstellte. Diese figürliche und lebendige Supplick erschien in dem Redoutensaal; präsentirte sich dem Fürsten und sagte mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung: Nun ist es Zeit Euer hochfürstliche Durchlaucht an Ihr gnädigstes Versprechen zu errinnern. „Er will also Hochzeitlader und Leichenbitter werden? „Mit ganzem Herzen und mit voller Seele. „Ich gratulire dazu, er soll einen solchen Dienst haben. Santerre dankte untertänigst, und weil ihm sein gnädigster Fürst gratulirt hatte, so empfieng er von allen die im Saale waren Glückwünschungen; wurde jetzt auf höchsten Befehl vortreflich bewirthet, und machte für seine Person sich eben so lustig; als er den Markgrafen selbst und alle Anwesende durch seine muntere Laune und sinnreichen Einfälle in dieser Redoutennacht auf das Höchste vergnügt. Am folgenden Tag, es war der 10te Februar erhielt er schon ein Expectanz-Decret auf die zunächst

erledigt werdende Hochzeitlader und Leichenbitter Stelle. Er freute sich nun seiner Aussichten in die Zukunft, erwartete aber, weil er guten Verdienst hatte, nicht ängstlich den Tod seines Vorfahrers entgegen, sondern wünschte vielmehr den sämtlichen Herren Hochzeitladern und Leichenbittern mit aufrichtigem Herzen nebst dauerhafter Gesundheit ein noch langes Leben.

****

Die glückliche Kur.

Im März 1764 bekam das Ansbachische Militär Befehl nach Cratlsheim zu marschiren, um daselbst während der hohen Anwesenheit des Kaisers Joseph bey Gelegenheit seiner Reise zur Krönung nach Frankfurth am Main Parade zu

machen und die Wachen zu geben. Santerre mußte als Regimentsfriseur mit dahin, und wurde mit der Leibcompagnie in dem nahen Filialdorfe Ingersheim einquartiert. Das Quartier war im Wirthshause, und in eben diesen befand sich eine kranke Person, welche von Santerre bald bemerkt wurde. Sämtliche Einquartierte säßten sich zu Tische, es wurden Speisen aufgetragen, alle aßen und tranken und waren vergnügt. Als abgegessen war nahte sich ihnen der Wirth mit vielen Complimenten und dem Wunsche, es möchte ihnen doch die Mahlzeit recht wohl bekommen, schien aber bey allen dem sich in einer Verlegenheit zu befinden.

Einer aus der Gesellschaft der Freycorporal bemerkte dieses und nahm Gelegenheit sich nach der Ursache seines Mismuthes zu erkundigen. Mit einem langen Seufzer sagte der Wirth: Ja du lieber Gott, mein Weib ist halter schon

drey Monate völlig bettlägerig. „Was fehlt der Frau? „O Herr! sie ist ganz contract und kann kein Glied rühren, man muß sie halt heben und legen; unser Bader hat schon mehr Salben in sie gerieben, als in diese Schüssel hinein geht, und will alles doch nichts helfen.“ „Aber lieber Mann warum läßt er sich nicht den Doctor in Crailsheim rathen? „Ja, der kommt nicht, weil wir den Bader anfangs gebraucht haben. „So ist es? nun da kann ihr geholfen werden, hier sizt unser Regiments-Doctor. Jetzt wandte sich der Wirth zu Santerre: „Lieber Herr Regiments-Doctor, wenn Sie meinem Weib helfen wollten, ich wüßte nicht wie ich Sie genug belohnen sollte. „Sey er getrost Freund, seiner Frau soll geholfen werden. Santerre als Doctor gieng jetzt mit dem Wirth zur Patientin in die Kammer, befühlte den Puls, fragte genau nach ihren Umständen, und bemerkte aus der Erzählung, daß die Wirthin an Ver-

stopfung leide; er ließ Dinte, Feder und Papier herbey bringen und bald war ein Rezept fertig, mit solchem der Knecht augenblicklich in die Stadt reiten und eine tüchtige Laxier machen lassen mußte. Gegen Abend kam der reitende Bote mit der Wunderarzney zurück, und der Herr Doctor gab solche der Kranken selbst ein, befahl aber dabey, die Leidende bis an den Hals zuzudecken und das Bett wie bey Wiegenkindern gewöhnlich ist, mit Stricken vest einzubinden, auch daß sie nicht eher aus dem Bette gehoben werden dürfte, es mögte auch mit ihr vorgehen, was es auch sey, bis er selbst zugegen seyn würde. Santerre verlies nun die Wirthin mit dem Versprechen, sie morgen mit dem anbrechenden Tag zu besuchen. Gegen Mitternacht würkte schon die Laxier gewaltig; die Eingeschnürte die sich kaum bewegen konnte, bat, man mögte ihr doch Luft machen, aber es half nichts, sie mußte stecken bleiben wie sie der Doktor hatte

eindekken lassen, aber freylich wurde sie auch nicht gereinigt und ein Excrement kam nun zum andern. Am Morgen sehr früh kam Santerre; befahl daß eine Badwanne vor das Bett gesezt, warmes Wasser hineingegossen, die Patientin aufgebunden und rein abgewaschen werden sollte. Nach einer halben Stunde konnte das Weib zum Wunder aller Anwesenden ohne Beyhülfe ihres Mannes aus der Badwanne und in das für sie frisch gebrachtes Bett steigen. Nicht sowohl der Wirth als auch die Einquartierten und andere Personen bezeugten die innigste Freude über diese über alle Erwartung so wohl gelungene Kur, und alles was nur wohlschmeckendes im Hause war, wurde nun aufgetischt, nur von weiterer Belohnung wollte der Herr Doctor nichts wissen. Die Wirthin genaß von Stunde an immermehr, und konnte schon ehe Santerre mit seiner Quartiers-Gesellschaft abmarschiren mußte am Tische bey fröhlichen Abschiedsmahle

mit Theil nehmen. Und als vor dem nahen Abschiede die Herren Sergeanten und Freycorporal dem Wirthe versicherten daß Santerre nicht Regiments-Doctor, sondern Regiments-Friseur sey, rief der Wirth laut: Nun wenn der so gut frisiren als kuriren kann, so gleicht im keiner auf dem Erdboden! unser Bader der E... der doch ein Gelehrter seyn will, brachte in 3 M.,aten nicht zuwege was dieser in einem Tag bewirkte; und mit diesen Worten verband er seinen tausendfachen Dank.

Die ähnlichen Masken.

Die stets heitere Gemüthsstimmung und frohe Laune unsers Santerrs, zog ihn auch zur

Carnevalszeit zu den Redoutenbelustigungen. Im Winter 1762 machte er die Maske des allgemein als ein Sonderling bekannt gewesenen Kammerkanzlisten F. — Dieser Mann trug beständig einen elenlangen Chapeau, nur der unterste Knopf hielt die Weste zu, und vom Hosenlatz bis zur Kehle lief die Krause hinauf, auch fehlte der Brust oder dem Ermel seines Rockes zu keiner Jahrszeit ein Blumenstrauß. Im Anzug, Gang und Figur diesem sonderbaren Manne ganz gleich, erschien Santerre im Redoutensaal, und jeder wollte behaupten diese Maske seye der Kammerkanzlist F. — Markgraf Alexander selbst hatte aus dieser so ausgezeigneten Aenkichkeit mit der Person des F. — großes Vergnügen, und befahl um beede Figuren der Gleichheit wegen zusammenstellen zu können, daß F. — hieher gerufen werden sollte. Ein Laufer wurde nach ihm geschickt. F. — hocherfreut über diese Einladung machte seine Toilette in möglichster Ge-

schwindigkeit, vergaß die ewige Krause und den Blumenstrauß nicht und begab sich in die Redoute. Der Fürst empfieng ihn mit holdseeliger Stimme, fragte nach seinen Wohlbefinden, lobte seinen schon so vieljährigen Diensteifer, und versicherte ihn höchst Dero Gnade. F. — keine Spuckgeschichte ahndend, war in seinem ganzen Leben nie vergnügter und zufriedner, als in dieser Minute, und wollte nun fröhlich mit den Fröhlichen seyn. Aber, o Himmel! plötzlich sah er eine Maske die ganz sein Ebenbild war, vor ihm stehen, und mit einemmal schwanden Heiterkeit Frohsinn und jene so lebhafte Freude über die von seinen Fürsten erhaltene Gnadenversicherung ganz dahin:

Wo er sich nun hinwandte, um dieser für ihn so fatalen Erscheinung zu entgehen, folgte ihm diese auf dem Fuß nach. Wenn Ihro Durchlaucht ruften, F. so kam er, und sein

Ebenbild auch mit. Rufte ihn sonst jemand, so war die ihm gleiche Maske wieder neben ihn. Die Aergerniß wurde bey ihm so heftig, daß er solche bald nicht mehr bergen konnte, sondern laut werden lassen mußte. Er beschloß also lieber nach Haus zu gehen, und schon war er am Ausgange des Saals, als er auf Befehl des Markgrafen von einigen Hofleuten in die Schenke geführt und prächtig bewirthet wurde. F. — ließ sichs nun wohl seyn, denn er sahe das verwünschte Ebenbild hier nicht. Die Maske hielte sich aber absichtlich nur etwas zurück, um neuerdings eine Szene mit ihm beginnen zu können, die ihm größere Kränkung als alles vorige verursachten. Er erblickte nun auch die fatale Maske in der Schenke, an dem Ort wo es ihm beym freundlichen Mahle so wohl war, sie gieng auf ihn zu, um sich weiter mit ihme zu unterhalten. Sogleich er-

hob sich F. — vom Sessel; die Maske sezte sich darauf, und kostete von allen was dem F. — vorgesezt ward. Dieser trank nun aus Aergerniß, und so oft er ein Glas geleert hatte, trank die Maske von seinen Wein zwey Gläser aus. Dies war zu arg; länger wollte ers nicht mehr aushalten. Er pakte also den Schmarozer und wollte ihn zur Schenke hinausweisen; dieser wich zum Schein, kam aber sogleich wieder Aufs äußerste gebracht, grief endlich F. — nach einem Messer, gieng damit wie eine Furie auf seinen Quäler los und jagte ihn dadurch aus der Schenke. Wenige Minuten darauf aber, kam er nochmals wieder, und so wurde unter beständigen Zänkereyen der Beeden aber zum grösten Vergnügen Serenissimi selbsten und aller Anwesenden diese Redoutennacht beschloßen. Der so hoch beleidigte K. K. gieng Rache schwörend nach Haus, und brütete noch diese Nacht über einen Plan den er nach acht Tagen

zur Reise brachte, und dem Fürsten folgenden Inhalts übergab:

Durchlauchtigster Markgraf,
Gnädigster Fürst und Herr!

Euer hochfürstliche Durchlaucht ist bereits von selbsten und besser als mir bekannt, kann auch dahero aus dringender Noth und Schande nicht um hin, ein solches Höchst Ihro hierdurch unterthänigst schriftlich klagend wehmüthigst vorzustellen, welcher gestalten ich am gestrigen Montag vor acht Tagen, als den 22. v. M. an Petri Stuhlfeyer Abends in der Redoute von dem Perückenmacher Santerre dahier, unter Agirung meiner Person vor allen hohen und Niedern und zwar immediate vor Euer hochfürstlichen Durchlaucht höchster Person selbsten, dergestalt auf eine solche

schand und lasterhafte Art, mit einem solch gräulichen und abscheulichen an seinem ohnehin wilden Rumpfelgesicht verschimpfet und prostituiret, und von diesem meschanten Calumnianten für nichts anders als ein öffentliches Prostibulum, als ein ehrlicher Mann und Kammerkanzelists-verwandter ganz ohnvermuthet und ohnverschuldeter Dinge gehalten, und seithero frey und öffentlich von denen Leuten darüber angetastet worden bin.

Gleichwie nun Euer ꝛc. gnädigst bekannt, daß mich als ein nunmehro 26. jährigen Kammerkanzelisten in meinen Diensten und Verrichtungen auch sonsten allezeit getreu und ehrlich verhalten, und meine unterthänigsten Dienste mit allem Pflichteifer verrichtet, und das Meinige dabey zugesezt habe, auch mich niemalen auf leichtfertigen s. v. Huren wegen antreffen lassen, und mir dahero als einen getreuen Kanz-

leyverwandten, meiner Ehre halben viel zu schwer fallen wird, wenn diese grausame öfentliche Prostitution und Blame von einem solch leichtfertigen und liederlichen Caluminanten welcher sich noch dazu allen hochfürstlichen Kanzleyen zu Spott für eine privilegirte Person ausgegeben, der ja nichts als den Müßiggang und ärgerlichen bösen Leben nachziehet, und ehender des hochseligen Prinzen Eugeny zu Wien seinen gehabten Indianischen Wolf und Murmelthier am Gesicht als einem Menschen ähnlich siehet, auf mir liegen und ersitzen lassen sollte, massen ich derentwegen vor jedermanns Augen als ein schandbares Prostibulum zum Hohn und Gelächter herumgehen mußte; Als gelanget an Euer ꝛc hierdurch mein allerunterthänigstes gehorsamstes Imploriren und Bitten Höchstdieselben geruhen in gnädigster Consideration meiner so langen Jahre unterthänigst treu geleisteten Dienste, die hochfürst-

liche Gnade für mich zu haben, zu meiner recht behörigen Satisfaction diesen Erz = Calumnianten und boßhaften Ehrenschänder, entweder mit dem Staubbesen oder auf frey öffentlichen Markt bey dem hiesigen Rathhause auf eine besonders hierzu aufzurichtende Schandbühne stellen zu lassen, und ihme so nach mit einem Stuhlbein damit er künftig ein Denken von Petri Stuhlfeyer habe nebst seinen Anreizern und Aufhitzern, andern solch leichtfertigen verwegenen schandbaren Calumnianten und russigen Kesseln aber zum Abscheu und Exempel gefänglich niederwerfen und rechtschaffen abprügeln, auch sonach dieser hochfürstlichen Lande auf ewig verweisen zu lassen.

Euer ꝛc. immediate und mündlich habe unterthänigst anrufen lassen, und mir kann auch nach allen Universitätsrechten, Urtheln und Aussprüchen nicht unrecht gegeben werden, sondern

diesen frechen Erz-Calumnianten und Ehren-Schandthäter solche Strafe und zwar von Rechtswegen zuerkannt werden wird. Euer rc. gnädigste Resolution und Bitte gewähr getröste mich hierüber, de super humillime.

Euer hochfürstliche Durchlaucht.

Onolzbach den 2ten März
1762.

unterthänigst gehorsamster
Johann Friedrich F. —
Kammerkanzlist.

Eine höchste Resolution folgte zwar bald hierauf, aber freylich nicht nach dem Wunsch des racheschnaubenden Klägers. Santerre erhielt blos die Weisung, daß er bey schwerer Ahndung den Kammerkanzlisten F. — nicht mehr beleidigen solle. Hier war nun von Schandbühne, Staubbesen, gefänglicher Niederwerfung Abprügeln und Landesverweisung keine Re-

de, sondern F. — hatte nur diesen Vortheil von seiner Eingabe, daß er künftighin Ruhe hatte, denn Santerre beleidigte ihn niemals mehr, ja nach einigen Jahren schien bey Beeden die zwischen ihnen vorgewesene fatale Redoutengeschichte vergessen zu seyn.

Dienstantritt.

Im Jahr 1764. am 16ten September verstarb, der Hochzeitlader und Leichenbitter Hangleiter, und drey Tage nachher erhielt schon Santerre von der Obervogtthey das Decret auf diese Stelle. Ihm wurde aufgegeben den Dienst noch vor Ende des der Wittib und ihren Kindern zuerkannten einjährigen Nachsitzes jedoch nach

vorhergegangener Verpflichtung anzutretten. Dies geschahe, und mit dem 16. Sept. 1765. trat er in den Genuß des Dienstertrages. Nun war er ganz in seinem Elemente. In kurzer Zeit lernte er sein Dienstgeschäft so gut kennen, daß er im Stand war auch bey den beteutendsten bürgerlichen Leichen das Gefolgte meisterhaft zu ordnen, und ein gutes Douceur war meistens der Beweiß von der Zufriedenheit des Trauerhauses. Bey Hochzeiten, die damals noch meistens öffentlich gehalten worden, war es eben also. Er wußte die Hochzeitgäste auf eine sehr muntere und abwechselnde Art zu unterhalten; manche Frau Baase, manche Frau Gevatter trank öfters ein Gläschen über Weibersitte, und diejenige, die sich vest vorgenommen hatte, nicht zu tanzen, ließ sich doch auf des Hochzeitladers Zureden zum Tanzen bewegen, und noch lange nachher wurde von dieser durch Santerre so vergnügt gewesenen Hochzeit gesprochen.

Vorzüglich waren die Landleute für ihn eingenommen. Fiel zuweilen eine Bauernhochzeit und Santerre war nicht Wöchner, so bezahlten sie lieber die Gebühr gedoppelt und Santerre war nun doch ihr Hochzeitlader. In die Sitten, Gebräuche und Denkungsart der Landleute konnte er sich völlig schicken. Bis zur Ausgelassenheit war er bisweilen mit ihnen lustig, aber er konnte auch wenn es die Umständen erforderten durch seinen feyerlichen Ernst sie zu Thränen rühren.

Wenn er zum Beyspiel, am bestimmten Tag früh Morgens einen Bräutigam zum Hochzeitladen abholte, auch dieser in seinem Anzuge und Putze, mit Kränzen, Bändern und Rosmarin mit dem Säbel in der Hand zum Abgehen bereit da stand, und Santerre fragte: Lieber Bräutigam ist alles in Ordnung? und dieser mit ja: antwortete; so grief er mit empor gerichteten

Augen nach dem Huth, nahm solchen ab und sagte mit heißer Andacht: Nun so wollen wir in Gottes Namen den Anfang machen und unsern ersten Gast den großen Geber alles Guten auf die Hochzeit laden, und ihn bitten, daß er uns seinen Segen und Gedeyhen dazu mitbringen wolle. Er sagte hierauf dem Bräutgam selbst noch mehrere seinen wichtigen Vorhaben angemessene Worte, und wenn er mit der Braut und ihren Eltern wegen der Hochzeit zur Sprache kam, rührte er vollends bis zu Thränen Er wußte also diese für ihn gut gesinnte Landleute nicht nur durch sein munteres Temperament sondern auch durch seinen Ernst so für sich einzunehmen, daß nur äusserst selten eine Bauernhochzeit gesehen wurde, welche Santerre nicht dirigirte.

Das Spanferkel.

Da er seiner Dienstgeschäfte wegen nicht mehr frisiren gieng, sondern das Metier mit Gesellen und Jungen fortführte, so hatte er öfters Gelegenheit sich in den Zirkeln seiner vornehmen Gönner zu befinden. Einstmals logirten beede Gebrüdere Herren v. C. aus R. in der alten Krone. Hier wurden in Gesellschaft noch einiger Cavalliere über den Nachmittag mehrere Bouteillen gelerert, und Santerre und Conditor Fischer eine kleine unansehnliche Figur zechten mit.

Als es Abend geworden, sagte Santerre zu denen in der Gesellschaft gewesenen Offizie-

ren: Wenn Sie uns Beede (sich und Fischer meynend) in Schutz nehmen wollen, so sollen sie heute einen Spaß mit ansehen, der Sie lange vergnügen wird. „Wozu braucht Ihr denn unsern Schutz? —“ Wir wollen den Könzengucker (damaligen Zolleinnehmer am Herriederthor) eines anhängen, und hiezu muß die Schildwache gestimmt seyn, damit sie uns den Spaß nicht verdirbt. Das Verlangte wurde von den Offizieren bald eingeleitet. Nach einiger Zeit giengen Santerre und Fischer ab, und die Herren promenirten von der Krone zum Thore auf und ab.

Der erwartete Auftritt begang. Mit einer ungeheuer großen Futterkönze und einen Knotenstecken in der Hand, treppelte ein Bauer ganz ermüdet aufs Thor zu. Weil der Zolleinnehmer nicht eben zugegen war, so zog der Bauer etwas hastig die Glocke. „Nun, nun, was

habt ihr noch zu verkaufen. „Ein Spanferkel. Ein einziges Spanferkel nur, in dieser weiten Kônzen, ja wer möchte dies glauben: Ja Herr, es ist eben groß; Thut nichts ihr sagt allzeit so um nur keinen Zoll geben zu dürfen, laßt aufbinden! und mit diesen Worten band der dienstreifrige Mann das über die Kônze gezogene Tuch los und guckte begierig hinein. In diesem Augenblick aber hatte er schon eine so tüchtige Maulschelle aus der Kônze empfangen, daß er zurück taumelte und ihm sehen und hören vergangen war. Bis sich der Mann etwas erholte und mit lauter Stimme Wache! Wache heraus! rufte, war ihm der Bauer aus den Augen. Dieser lief aus allen Kräften mit seinem Ferkel auf die Krone zu, stolperte aber bey der Stadtapotheke (vielleicht absichtlich) daß der arme Fischer welcher das Spanferkel repräsentirte, wohl 12. Schritte weit das Pflaster hinan purzelte, und für Schmerzen kaum aufzustehen ver-

mögend war. Vorgedachte Herren, welche diesen Spaß begünstigten und für Lachen fast borsteten, suchten nun den Schmerzen des kleinen Fischers mit guten Wein zu heilen, und eben damit die Mühe und die drollichten Einfälle Santerre zu lohnen. Santerre aber fieng in kurzen mit dem Könzengucker wieder an zuspielen, wie er aufgehört hatte.

Der Schrepfschnepper.

Der erzürnte Zolleinnehmer welcher lange Zeit nicht erfahren konnte, wer dieser vorwitzige Bauer sey, und was es mit dem verwünschten Ferkel für Beschaffenheit habe, hatte auch nebst

der Zolleinnahme das Thorspeergeld gepachtet, und war so eigennützig es dahin zubringen, daß auch die Perückenmacher und Bader welche bisher Ein- und Ausgangs frey waren, von jetzt an auch Sperrgeld bezahlen mußten. Hierüber war Santerre besonders aufgebracht, und beschloß, sich im Namen der ganzen Innung zu rächen: Er that dieses auf folgende Art:

An einem finstern Novemberabend hüllte er sich in einem Mantel, sezte eine große Perücke und einen herabgeschlagenen Hut auf, und trat in das Thor. „Speergeld wird hier bezahlt! rufte der Einnehmer: und sein Arm so lange er aus dem Schubfensterchen gestreckt werden konnte, kam Santerre entgegen. Dieser, der einen gespannten Schrepfschnepper in Breitschaft hatte, drückte dem Sperrgeldverlangenden so kräftig in die Hand, daß das Blut ihm selbst entgegen sprizte. Halb ohnmächtig für Schre-

cken konnte der Einnehmer nicht gleich der Wache rufen, und bis er endlich doch aus allen Kräften schrie, war ihm Sarterre aus den Augen. In der Folge bekam dieser Sperrgeldeinnehmer wegen der beeden Geschichten hinlängliche Satisfaction, wohl nicht vom Santerre selbst, sondern durch einen diesem wiederfahrnen schrecklichen Unfall.

Die Parforçe-Jagd.

Im Frühjahr hernach wurde in dem Wald die Veitlach genannt von Triesdorf aus eine Parforcejagd gehalten. Santerre begab sich als Zuschauer dahin, und hatte blos allein die Ab-

sicht seinen so hoch verehrtesten Landesfürsten einmal wieder zu sehen und vielleicht zu sprechen. Von ferne schon hörte er das Getümmel der Jagd; er verdoppelte seine Schritte, und noch ehe er zur Hohen-Fichte kam, wurde so eben der Hirsch erlegt und Hallali geblasen.

Die ganze Jagd war versammelt; der Markgraf hielt zu Pferd neben den erlegten Hirschen und die Hunde im Kreis herum bey demselben. Der Hirsch wurde erbrochen, ihm die Haut abgezogen, der Ausbruch heraus genommen das Wildpret in große Stücke zerlegt, und nur noch auf das Zeichen zum Einfallen lauerten begierig die Hunde. Der Markgraf bemerkte unsern Santerre, und dieser hörte die angenehme Stimme: Will er sich nicht auch ein Stuck Wildpret mitnehmen? „Wenns Ihro Durchlaucht gnädigst erlauben: und mit diesen Worten grief der Beschenkte nach einem guten und

gegen 20 Pfund schweren Stück, nahm es auf die Achsel, empfahl sich unterthänigst zu Gnaden und eilte damit vergnügt hinweg. Kaum nur einige Minuten Wegs dauerte seine Freude, denn schon hörte er hinter sich ein starkes Hu! sa! sa! Hu, sa, sa! und ein fürchterliches Hundgebell, und ehe er noch 400 Schritte vom Jagdplatz, entfernt war, hatte ihn die ganze Meute Hunde schon eingeholt. Sie umringten ihn von allen Seiten; rissen ihn zu Boden, verschlangen in der größten Geschwindigkeit sein Wildpret, und weil er diesen Bissen den Hunden nicht so schlechterdings wollte zukommen lassen, so wurde sein Rock so sehr beschädiget, daß er sich nach solch schrecklichen Kampf nicht wohl ausser dem Wald konnte sehen lassen.

Als er noch voll Nachdenken über die ausgestandene Todesangst auf dem Erdboden saß, und denen zurückeilenden Hunden welchen er das

stärkste Gift im Leib wünschte, nach sahe, kam ein Parforsjäger auf ihn zugeritten: „Santerre! du sollst so gleich zu Seiner Durchlaucht kommen. „So, damit die Jagd von neuem wieder angehen soll, ich danke unterthänigst. „Mach nur keine Umstände, der Markgraf will es haben, es ist gewiß dein Schaden nicht, wenn du hingehest. Santerre folgte nun dem Jäger zum vorigen Platz.

Das Jagdgefolge erblickte ihn kaum in seiner so zerfezt und zerrissenen Kleidung als ihm ein lautes Geschrey und helles Gelächter entgegen schallte. Serenissimus redete ihn an: Wo hat er denn sein Wildprett? — „Die Bestien da (auf die Hunde zeigend) reisen einem ja den Bissen wieder aus dem Mund, und hätten sie nicht noch was bessers gewittert, sie hätten auch den Santerre mit Haut und Haar aufgefressen, da sehen Ihr Durchlaucht mei-

nen Rock! — „Er soll einen andern Rock bekommen: „Aber mein Wildpret? „Soll sich auch finden. „Nun Ihr Durchlaucht können auch zufrieden seyn, haben heute eine gedoppelte Jagd gehabt, ich empfehle mich unterthänigst. Noch immer mißmuthig über das Gespötte der Jäger, gieng er auf die Hohe-Fichte zu, trank daselbst ein Glas Wein; ließ sich den zerrissenen Rock so gut sichs thun ließ zusammen heften, erwartete den Abend, und gieng dann nach Haus.

Nur drey Tage stund es an, so erhielte er ein von dem Markgrafen selbst unterschriebenes Schreiben, nach dessen Inhalt er wegen seines gehabten Unfalls zwar sehr bedauert, aber zugleich gewarnet wurde, künftighin nicht wieder so Wildprettgierig zu seyn. Zum Ersatz für den zerrissenen Rock waren acht Laubthaler beygelegt, und an eben diesen Tag Abends wurde vor der

Hausthüre seiner Wohnung ein großer Rehbock abgeladen. Alle gehabte Angst und Schrecken waren nun vergessen, und Santerre rief mit freudiger Empfindung aus: Papa Alexander ist doch der beste Fürst auf Erden, was er einen nimmt, das giebt er zehnfach wieder! —

Die Singprobe.

Santerre mußte sich eines Tages besonders gut anziehen, denn er war der Dirigent einer sehr vornehmen Frühleichenprozession. Die am elegantesten frisirte Perücke zierte sein Haupt, seidene Strümpfe schmückten nebst silberne Schnallen an den Schuhen seine Füsse, auch traf sichs eben, daß er damals ein neues schwar-

zes Kleid zum erstenmal anzog. So elegant gekleidet begab er sich nach geendigter Leiche in einen damals sehr angesehenen Gasthof um einen Schoppen Wein zu trinken. Beym Eintritt fiel ihm ein im grauen Rock mit schwarzen Knopflöchern und schwarze Weste und Beinkleidern gekleideter Mann auf, welcher sich vom Tische erhob, und den Eintrettenden eine tiefe Verbeugung machte, und lange Zeit sich aus Respekt für den Angekommenen nicht wieder setzen wollte. Der Wirth dem die Angelegenheiten dieses Mannes schon bekannt waren, gab Santerrn einen Wink, daß er sich entfernen solle. Den Gastgeber, welcher absichtlich noch in der Stube zurückblieb, fragte der Fremde: „Wer ist denn der Herr in schwarzer Kleidung?“ „Er ist der Herr General-Superintendent von hier. Auf diese Nachricht bemerkte man gleich eine Verlegenheit an dem Manne, die ihm stotternd die Frage auspreßte: „Wer-

den der Herr Generalsuperitendent wieder herein kommen? „Ich glaube ja, denn hier liegen seine Handschuhe und Huth; doch will ich hinaus gehen und sehen wo der Herr so lange bleiben.

Der Wirth gieng nun zu Santerr'n hinaus und erzählte ihm des Mannes Angelegenheiten mit der Bemerkung, daß hier ein Späßchen anzubringen seye. Der nun von der Sache Unterrichtete gieng in die Stube zurück, und spazierte, nachdem sich der Fremde noch so tief als das vorigemal gebeugt hatte, die Stube auf und ab, anscheinend als wenn er den höflichen Mann gar nicht bemerkte. Nach langen hin und hergehen erst, sah er wie von ohngefähr auf, und sagte ganz herablaßend: „Guter Freund! warum sezt er sich nicht? trink er seinen Wein. „Bitte unterthänig Ihr Magnifizenz, dies wird sich nicht schicken. „Wo ist er her? hat er

Verrichtungen hier? „Ihr Magnifizenz, ich bin der Schulmeister aus W. und wollte mir eben diesen Morgen die Freyheit nehmen Ihro Magnifizenz meine unterthänige Aufwartung zu machen.“ „Will er nun etwas ansuchen? „Euer Hochwürden ist es wohl bewust, daß es dem Herrn über Leben und Tod gefallen hat, den vieljährig gewesenen Cantor und Schullehrer K. zu L. lezt verwichenen Donnerstag vor 8 Tagen aus dieser Zeitlichkeit in die frohe Ewigkeit abzufordern, dadurch denn diese Stelle offen geworden, und weil ich mich mit Frau und 5 Kindern schon 17. Jahre auf dem so geringen Schuldienst zu W. kümmerlich und jammervoll behelfen mußte, so wollte ich Euer Magnifizenz unterthänig ja demüthig bitten, mir rücksichtlich meiner seit so langen Jahren gehabten kummervollen Lage den Cantorsdienst zu L. gnädigst zukommen zu lassen. „ Lieber Mann sehr viele haben sich diesfalls schon bey mir gemel-

det, und die Anzahl der Kompetenten auf diese Stelle vermehrt sich noch täglich, indessen kommt es hier nur darauf an, welcher die beste und reinste Stimme hat; der sich durch Singen ganz besonders auszeichnet, nur der erhält diesen Dienst; kann auch er gut singen? „O ja Ihr Magnifizenz: „Kann und will er ohne sich vorhero zu präpariren auf der Stelle hier eine Probe zeigen? Von ganzen Herzen, wenn es Euer Hochwürden befehlen. „Herr Gastgeber! ein Gesangbuch herbey: Santerre schlug nun das zwar bekannte aber zum Singen gar nicht leichte Lied auf: Wie schön leucht uns der Morgenstern ꝛc. Er gab das offene Buch dem Schulmeister, daß er einen Vers von dem Liede singen sollte. Der angehen wollende Cantor räusperte sich, sang mit der schönsten Altstimme den ersten Vers a ; wischte sich den Schweiß von der Stirne und erwartete Lob oder Tadel.

„Nun das war ja recht gut gesungen lieber Herr Schulmeister, nur konnte man dahier in der Stube nicht recht bemerken, ob seine Stimme auch die einem Cantor beym Gottesdienst und Leichensingen nöthige Stärke hat; möchte er daher nicht so gut seyn den zweyten Vers dieses Liedes ausserhalb der Stubenthüre abzusingen? es wäre mir sehr lieb. Nach einer stummen Verbeugung mit dem Gesangbuch in der Hand gieng der Folgsame hinaus, stellte sich ganz nahe an die Thür, und sang oder schrie vielmehr den aufgegebenen Vers mit so lauter Stimme herunter, daß die Leute auf der Straße stehen blieben, sich umsahen, wo denn dieser Sänger sein Wesen treibe, ihn behorgten, aber nicht sahen, indessen Santerre und der Gastwirth in der Stube sich bald zu tod lachten. Der Schulmeister kam nun wieder herein, und erhielt einen Schoppen Wein. Mit der innigsten Selbstzufriedenheit daß sein

Gesang die Probe gehalten und in freudiger Hofnung sich bald als Cantor in L. bekomplimentirt zu sehen, trank er auf das Wohl seines hohen Gönner und Beförderers, nicht ahndend, daß ihm die härteste Probe erst noch bevorstehe. Er glaubte alles gut gemacht zu haben, und hörte doch jetzt die unerwartete Stimme: Herr Schulmeister er singt gut, recht gut; nur bin ich von der Stärke seines Gesangs jetzt noch eben so wenig überzeugt, als vorhin, denn sehe er einmal (die Stubenthür öfnend) dieser Tennen ist gewölbt, und deswegen verdoppelt sich hier die schwächste Stimme, so daß ich von der Seinigen ob er gleich zweymal gesungen hat nicht urtheilen kann, ob solche stark oder schwach sey; Um mich nun ganz hievon zu überzeugen und darauf für seine bessere Zukunft sorgen zu können, wird er mir schon den Gefallen thun, die übrigen Verse von dem Lied unter freyem Himmel aussen am Fenster

abzusingen. Wie versteinert stand jetzt der Schulmann; die Probe sollte von neuem beginnen und er zauderte sich hiezu anzuschicken. Doch die Frage: „Nun will er nicht? machte ihn beweglich; er nahm das auf dem Tisch noch aufgeschlagene Buch und schlich sich betrübt zum Haus hinaus.

Halb ärgerlich über die ewig examinirende Magnifizenz in der Stube und auch weil er doch recht laut seyn sollte, dachte er nicht daran, daß der erste und zweyte Vers schon gesungen war, fieng er das Lied wieder vornen zu singen an, aber mit einer so durchdringenden Stimme, daß nach wenigen Minuten eine Menge Gassenjungen und andere neugierige Leute um den lärmenden Sänger sich versammelt hatten. Und da diese ihn, weil er in Sommer bey hellem Tag auf öfentlicher Strasse sang für einen

Wahnsinnigen hielten, so war des Neckens so lange er da stund, kein Ende. Er aber sang fort bis das Lied zu Ende war und begab sich dann wieder in die Stube. Da erhielt er vollen Beyfall und nebst einen Schoppen Wein die Versicherung, daß wenn der Competenten auf die von ihm begehrende Stelle auch eine Legion wären, doch keiner von allen, als nur er solche bekommen sollte. Der angehende Herr Cantor trank jetzt vergnügter als vorhin, auf das Wohl seines hohen Beförderers und ließ sich auch das von diesem für ihm bestellte Abendessen recht gut schmecken, und legte sich endlich vom Wein und Freude begeistert unter der angenehmen Hofnung einer glücklichern Zukunft schlafen. Eben so froh stand er des andern Tages auf lies sich sein Fruhstück schmecken, bezahlte dieses und empfahl sich dem Herrn Gastgeber und eilte auf die Generalsuperidenten - Wohnung zu, um seiner Magfizenz vor seinem Ab.

gang aus Ansbach noch einmal pflichtschuldigst zu danken und Hochdieselben nochmals wegen dem gnädig erhaltenen Zusicherung auf die Cantorstelle zu L. zu sprechen. Er wurde angemeldet und vorgelassen. Aber größer noch war bey ihm der Schrecken als bey der von ihm drittmals verlangten Singprob im Gasthauß, da er in der Person des würklichen Generalsuperintendenten einen ganzen andern Mann als denjenigen der ihn zum Cantor gemacht hatte, vor sich sahe. „Was ist sein Begehren? und der Betrogene konnte lange für Bestürzung nicht antworten. Endlich kam er doch mit seiner gewöhnten und ihm so geläufigen Litaney, daß es dem Herrn über Leben und Tod gefallen habe, dem 2c. hervor.

Auf die Antwort daß die nachgesuchte Stelle bereits schon vergeben seye, verlohr er vollends alle Fassung. Er erzählte, nun was ein ande-

rer freylich nicht gethan hätte, den Vorgang vom gestrigen Tag, und bat seinen Vorgesetzten sich wegen Satisfation für ihn zu verwenden.

Als er aber den Bescheid, „Sey er ein andermal vorsichtiger und lasse er sich nicht im Wirthshause für einen Narren halten, denn dies ist einem Schulmeister unanständig: vernommen hatte gieng er voll Mißmuth nach Haus. Indessen würde doch diese Geschichte für Santerre schlimm ausgefallen seyn, wenn nicht der Gastgeber der eigentlich Anlaß hiezu gegeben hatte, und der bey dem geistlichen Chef wohl angesehen war, sich für ihn verwendet hätte.

Ein beglaubter Mann aus dem Dorfe unsers Schulmeisters hat nachher erzählt, daß er eben in der Schulwohnung gewesen seye, als der Mann von der Stadt nach Hause gekommen

sky, und daß er auf die Frage von seiner Frau: „Nun hast du den Dienst erhalten? geantwortet habe: „Den Dienst habe ich nicht erhalten, aber gesungen habe ich mich genug in dem ver — Ansbach! und das er den ganzen Abend für Aergerniß kein Wort weiter gesprochen habe.

Die Lehrberger Kirchweihe.

Unser Santerre war wie schon oben angeführt worden, von Jugend auf dauerhafter Leibesbeschaffenheit. Er war ein kraftvoller Jüngling, und als Mann nahm die Leibesstärke bey ihm noch mehr zu. Einen Beweis hievon giebt folgende Geschichte.

Im Jahr 1766. gieng er mit einigen seiner Freunde nach Lehrberg und daselbst die Kirchweihe welche zur damaligen Zeit noch eine Art von Volksfest für die Ansbacher gewesen, mit zu frequentiren. Das angenehme Wetter zog diesmal eine größere Anzahl Leute als sonsten herbey, und Santerre ward deswegen öfters im Gedränge. Nicht absichtlich, nur von ohngefähr gerieth er in ein ausherrisches Wirthshaus und fand auch hier einige Bekannte. Diese aber kamen ihm bald wieder aus den Augen. Bey einem guten Glas Wein wurde er wie gewöhnlich munter und gesprächig; hatte seine Spässe mit den jungen Bauernpurschen und ihren Mädchen, und diese schienen selbst Gefallen an seinen drolligten Ausdrücken zu haben. Santerre ahndete nichts schlimmes, und es wurde auch sein Vergnügen nicht unterbrochen worden seyn, hätte nicht der Wirth, welcher einen Groll auf ihn hatte bösen Saamen ausgestreut. Die-

ser wiegelte die Bauernpursche wieder ihn auf; indeme er ihnen sagte, Santerre habe dies und jenes nachtheilige von ihnen und ihren Mädchen ausgesagt, trank ihnen dabey tüchtig zu, und machte sie glaubend es sey also. Santerre ahndete noch immer nicht, daß er schon unter Mördern sich befände, sondern war den Nachmittag über ob sich gleich kleine Zwistigkeiten erhoben, die er aber nicht achtete und nur für Spaß hielt, immer vergnügt. Es wurde endlich Abend, man zündete Lichter an, und Santerre stand am vordern Tische denen Tanzenden zusehend. Plötzlich sprang einer von den Purschen, ihm mit solcher Heftigkeit auf dem Fuß, daß von dem Bauerntritt die silberne Schnalle zerbrach. „Lümmel! wenn du mir noch einmal so komst, so schlage ich dir meinen Hengst (das dicke spanische Rohr meynend) zwischen die Ohren, das dirs springen vergehen

soll. Dies kaum gesagt, fielen mehr als zwanzig Pursche über ihn her; Tische wurden umgeworfen, Krüge und Gläser purzelten untereinander, und die zuerst den Angriff wagten wurden augenblicklich von der Stärke seines Arms vermittelst des dicken Rohrs mit blutigen Köpfen zu Boden gestreckt; die Zahl seiner Feinde vermehrte sich aber wieder, immer mehrere drangen auf ihn los und bewillkommten ihn mit Stöcken, Stuhlbeinen und Krügen rc. nicht nur Rock und Weste, sondern auch das Hemd wurde ihm in vielen Stücken vom Leibe gerissen; Huth und Perücke waren schon längst nicht mehr sichtbar. Auf den Knien mit ganz entblößten Oberleib wehrte er sich wie ein Verzweifelnder mit seinem noch in der Hand haltenden vom vielen Zuschlagen einen Mückenwedel ähnlichen Rohr, denn ganz konnten ihn alle nicht zu Boden bringen. Von Blut und Wunden bedeckt fühlte er endlich die Abnahm seiner Kräfte.

Hülfe! Hülfe! Mörder! schrie er so heftig als er noch konnte; und diese Stimme drang endlich über die Gasse, wo an der Thür eines gegenüberliegenden Markgräflichen Wirthshauses einer von den Gebrüdern W. — ihn hörte und Santerrs Stimme erkannte. Blitzschnell eilte dieser in die Stube, seinen Bruder der an dem Tisch saß zuruffend, „Geschwind heraus, Santerre ist in Gefahr! und beede eilten dem ausherrischen Wirthshause zu. Das Getümmel, unter dem Santerre bald vollends sein Leben würde ausgehaucht haben, war in der obern Stube; auf drey Sprünge waren beede oben, fanden die Thür verschloßen, aber in dem nemlichen Augenblick auch von ihnen aufgesprengt wütheten sie in die Stube. Santerrn saßen sie nicht gleich, denn er vertheidigte sich noch immer auf den Knien; und alle die in der Stube waren machten nur einen Klumpen aus. „Santerre halte dich gut, wir sind da dir

zur Hülfe! schrien mit donnernder Stimme die braven Gebrüder W. — und dictum factum ließen sie denen Unmenschen auf ihren Köpfen die Knotenstöcke so stark fühlen, daß sie schnell flohen; die Flucht aber nicht zur Thür hinaus, weil die W. solche absichtlich abgedrückt hatten, sondern zum Fenster nehmen und also ein Stockwerk tief hinunter springen mußten. Diejenigen welche nicht geradezu Theil an der Schlägerey genommen hatten, wurden von denen W. zu der nun geöfneten Thür hinausgeschoben, so wurde die Stube leer, bis auf Santerre und seine Retter, welch Letztere nun gleich den barmherzigen Samariter im Evangelio zu Werk giengen, in die Wunden des unter die Mörder Gefallenen, Oel und Wein gießen. In einem sehr jammervollen Zustand fanden sie den Unglücklichen; seine Kräfte waren der so nöthigen Nothwehre wegen völlig erschöpft, und vom Blut und Wunden ganz entstellt, lag er ohne Bewußt-

seyn halb nackend auf dem Boden. Seine Retter brachten ihn nun in einen Lehnstuhl, befahlen den Weibsleuthen im Hause dem Verwundeten das angestarrte Blut vom Kopf und Gesicht zu waschen und ließen eiligst einen Wundarzt herbeyrufen. Dieser kam auch sogleich, versehen mit stärkenden Arzneyen und Wundbalsam, nur Bandagen hatte er nicht. Diese sollte der Wirth herbey schaffen, er war aber nirgends zu finden. Die beeden W. — erfuhren indessen von dem Gemißhandelten, daß eben dieser Wirth allein an dem Vorfall Schuld seye, und aufgebracht über diesen Schurkenstreich suchten sie ihm nun überall im Hause und fanden ihm nicht. Ein Knecht aber welcher den Santerre als er so heftig angefallen war, bemitleidete und beym Abwehren selbst eine Schelle davon trug, rächte sich dadurch, daß er die Suchenden über einen finstern Gang führte ihnen mit den Worten: „Hierinnen steckt er! eine

Kammer zeigte, und sich ohnbemerkt davon schlich. Stürmisch klopften sie an die Thür.

Mit einem fürchtlichen „Mach auf! daß es im ganzen Haus wiederhallte, kündigten sie den sich versteckten armen Sünder ihre Gegenwart an. Er öfnete nicht. Und als mit einem noch lautern Zuruf. „Wenn du nicht in dem Augenblick aufmachst, so sprengen wir die Thür! noch nicht aufgemacht wurde, so lag auch in dem Augenblick die Thür in der Stube und der elende Wirth vor den tapfern W. — auf den Knien. Um Gottes Willen bat dieser nun als die Rächenden auf ihn los schritten, sie möchten ihn nur nicht schlagen, er wäre schon alt und sey auch gebrechlich, er wolle ja gerne alles was die Herren befehlen würden, mit Willen thun. Sie schlugen ihn nicht aber an beeden Ohren schleppten sie ihn hinunter in die Stube wo der Zerschlagene ächzte, und sagten

ihm: „Sieh Flegel das ist dein Werk. Er mußte nun Leilacher zum Verbinden, Wein zum Waschen, und alles übrige was zum Wiederaufleben des Leidenden noch erforderlich war, herbey bringen lassen und war nur froh daß er die Knotenstöcke der W. — die er so sehr verdient hat, nicht fühlen durfte. Santerre erwachte endlich von der Betäubung klagte aber über unausstehliche Schmerzen an den vielen Wunden. Der Wundarzt wurde befragt, ob man es wagen dürfte, Santerrn nach Haus zu fahren? und als jener sagte, daß es ohne Anstand geschehen könnte, er aber den Patienten selbst begleiten wollte, mußte auf Anordnung der W. — der Wirth seine eigene Chaise und Pferde bereit halten, und über dies ein Hemd, Ueberrock und einen Mantel herbeybringen. Wohl eingekleidet wurde nun Santerre in die Chaise gebracht, seine beeden Wohlthäter und der Chirurg stiegen mit ein, und so giengs

den aus dem diesmal für Santerre so übel behaglichen Lehrberg Ansbach zu. Am Thor stieg einer der Gebrüdern W. — aus; zeigte sogleich im hochfürstlichen Kastenamte diesen Vorfall an, mit dem Gesuche, daß von Amtswegen Chaise und Pferde so lange als Unterpfand behalten werden mögten, bis die Sache ausgemacht und Santerre hinlängliche Genugthuung erhalten haben würde. Die gerichtliche Untersuchung fieng nun an, und es ergab sich bald, daß würklich der Wirth der Schurke war, welcher an allen dem Santerre in seinem Wirthshause unschuldig geschehenen Mißhandlungen Ursache sey. Kur und Gerichtskosten, Schmerzengeld rc. überwogen den Werth der Chaise und Pferde, und der tückische Wirth durfte sich lange Zeit nicht ausser seinem Hause sehen lassen, denn er mußte befürchten arretirt und nach Ansbach geführt zu werden. Santerre, welcher sein Leben nur allein mehrgedachten beeden

Freunden den menschenfreundlichen Gebrüdern W. — zu verdanken hatte, wurde mit der Zeit wieder vollkommen hergestellt, und wenn er zuweilen in einer vergnügten Gesellschaft dieser Kirchweihegeschichte gedachte und Erzählung hievon that, so nannte er allezeit mit wahren Dankgefühl die Namen seiner beeden Retter, und hieß sie seine Schutzengel. Lehrberg den damaligen Versammlungort zur Freude, besuchte er viele Jahre nicht mehr, und eben so lange verspürte er auch am linken Arm einen Calen. der der ihn jährlich mehr als einmal erinerte, daß — gewesen seye Kirchweihe in Lehrberg.

Die Goldtauben.

In der ganzen Natur liebte Santerre nichts so sehr, als Tauben. Er war öfters Besitzer von 150. und mehr Paaren. In der obern Vorstadt in Schreiner Asselbaumischen Hause hatte er einen gedoppelten Schlag gepachtet worinnen von allen Arten, lichte, große gelbe Paquet, Weise, Schäcken, Kupferfärbige und Möven zu sehen waren.

Er zog jährlich eine große Menge Junge, daß er nicht nur drey große Gasthöfe sondern auch sein zahlreiches Hauspersonale reichlich damit versahe, ohne einmal die vielen Abflügel in Anrechnung zu bringen. Von seinen selbst

gezogenen Paquets verkaufte er öfters das Paar um 4 auch für 5 fl. Es wurden einigemal ganze Wagen damit beladen und weggeführt, wofür er eine bedeutende Summe einnahm. Nur selten verflog sich eine von seinen Tauben in fremde Schläge, oder blieb gar aus, daher die Nachbarn vest behaupteten, Santerre verstünde eine besondere Wissenschaft um sie zu erhalten. Seine Kunst die er anwandte war inzwischen weiter nichts, als daß er sie gut fütterte, und besonders alsdann, wenn sie auf dem Felde nichts mehr finden konnten. Er konnte dieses auch allen seinen Nachbarn zuvor thun, weil ihm das Futter bey weiten nicht so viel als jenen kostete. War eine Bauernhochzeit zu Ende, so kamen gemeiniglich 6 — 8 Stümmel Taubengesäme zum Geschenke, seine Tauben hatten daher überflüßige Kost, und flackten nicht. Ein Taubenhändler von Würzburg kaufte ihm einstmals 20 Paar gelbe Paquet für 60 fl. ab.

Nach geschloßenen Handel und als die Tauben schon in Köbel gethan und zum Forttragen bereit stunden fragte Santerre dem Händler ob er die Tauben selbst abholen wolle, wenn sie wieder kommen würden? Der Mann lachte hierüber und äußerte, daß er die Tauben den ganzen Winter durch einsperren und erst aufs Frühjahr fliegen lassen wolle, er glaubte also gewiß daß sie bleiben würden, im Falle sie aber doch wieder herfliegen sollten, so verlangte er keine zurück, nur bat er, daß man ihn so bald eine von den Tauben gesehen werden sollte, ihm sogleich Nachricht von der Zeit gegeben werden möchte: Santerre und der Händler gaben hierauf zur Bestättigung ihren Worten den Handschlag. Im nächstgefolgten Fruhjahr saß Santerre gewöhnlich hinter dem Haus auf einer Raasenbank und belustigte sich an seinen Tauben. Wenn er nemlich rufte: Taubeli! Taubeli! kamen sie herab geflogen, und auf

einem Wink von ihm waren sie wieder oben. Sie saßen oft in so großer Menge auf dem Dache, daß kein Ziegel zu sehen war. Als ihm eben beym hinaufsehen dieses sein fliegendes Heer so wohl gefiel, wurde ganz unvermuthet seine Freude vergrößert. Er sah von Neuses her einen Flug gelber Paquettauben kommen die sich sämtlich auf den Schlag niederließe.n Voll Vergnügen eilte Santerre hinauf, warf Futter ein und zählte 39 Stücke.

Es waren so unwahrscheinlich dieses lauten mag, die nach Würzburg verkauften Tauben, bis auf Eine. Von diesem Ereigniß wurde sogleich der Taubenhändler benachrichtiget, und dieser säumte auch nicht zu antworten: daß die Tauben nach Oefnung des Schlags drey Tage lang darauf geblieben seyen, hätten sich in der Nähe auf die höchsten Gegenstände gesezt, und überall herum gesehen, dann am vierten Tag

ohngefähr um 11 Uhr Mittags wären sie sämtlich fortgeflogen, und seit dem hätte er keine mehr gesehen; er dankte noch für die Nachricht mit dem Beyfügen, daß wenn er nicht jetzt das untrüglichste Beyspiel hätte, er in seinen Leben nicht würde geglaubt haben, daß Tauben welche den Herbst und ganzen Winter über eingesperrt sind, von Würzburg nach Ansbach wieder zurück kämen. Nach dem Bericht des Taubenhändlers waren die Tauben nur 4 Stunden auf der Reise. So viel Vergnügen unsern Santerre seine Tauben machten, so vielen Verdruß machte ihn auch diese Liebhaberey.

Nicht nur die benachbarten Taubenvögte lauerten Tag und Nacht auf einen Fang, sondern es wurden einstmals zur Nachtzeit von drey Thüren die man zum Schlag passiren mußte die damals ganz neuen auch starken Vorhängschlößer weggeschlagen, eine Taube gefan-

gen, diese noch in eben dieser Nacht mit einem großen papiernen Kragen, hohen Federbusch, dann mit einen ungeheuren großen Schwanz von Hobelspännen gezieret, und fliegen gelaßen. Als diese Taube zum Schlag kam verscheuchte sie alle andere; sie verließen Junge und Eyer und waren in vierzehn Tagen nicht wieder in den Schlag zu bringen; auch war der für den Eigenthümer entstandene Schaden beträchtlich. Einige Zeit nachher erfuhr zwar Santerre mit Gewißheit den Urheber dieses Spucks, konnte aber nichts machen, weil es ja nur ein gnädiger Spaß war. Daß aber die Herren Taubenvögte in der Nachbarschaft oft ihr Vergnügen hierüber so laut werden ließen und durch die im Schlag entstandene Verscheuchung manche so schöne Taube weggeschnapt hatten, dieß verdroß Santerrn am meisten.

„Wartet Pursche! ich will euch Arbeit machen; ihr sollt von euern Schlägen gar nicht mehr herunter kommen. Um dieses Vorhaben auszuführen streute er Futter in den Schlag, ließ, als die Tauben alle beysamen waren, die Schlagröhre zuziehen, von seinen beyden Söhnen alle weiße Tauben fangen, diese in Köbel sperren, für 12 kr. Safran, und für eben so viel Brandweingeist holen. Der Safran wurde in den Brandwein gethan, und hieraus entstund eine vortrefliche gelbe Farbe. Eine Taube nach der andern wurde nun aus den Kobel genommen, auf dem Tisch gelegt, Flügel und Schwanz ausgespreitzt und mit einem neuen Pinsel durchaus bestrichen, dann in einem andern Kobel gethan und in der Sonne getrocknet. Mehrere Tage vorher erzählte Santerre absichtlich manchen guten Freund, jedoch unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß er Tauben aus Italien bekommen hätte, vor denen

ihm jedes Stück zwey Carolinen kostete, und er würde solche Prachttauben ehestens fliegen lassen. Gedachte Freunde sagten dieses im Vertrauen andern, und diese wieder andern, und so erfuhren es auch endlich die Nachbarn, die nun täglich mit großer Begierde auf die Goldtauben aus Italien warteten. Am Morgen nachher als die weißen Tauben gelb angestrichen und getrocknet waren, öfnete Santerre den Schlag; die Sonne war im vollen Glanze und in ihren Strahlen nahmen sich die Tauben so schön aus, als wären sie erst aus der Hand des geschicktesten Vergolders gekommen. „Die italienischen Tauben fliegen! sie fliegen! sie fliegen! schrien die Nachbarn als wenn sie toll wären, einander zu; sie begaben sich an ihre Schläge und blieben wie angenagelt dafür sitzen; die alten Tauben jagten sie von Jungen und Eyern um die Goldtauben herbey zubringen; Berufs-

arbeit und Geschäften wurden der Zeit wegen der Goldtauben aufgeopfert, und doch konnten sie keine erhaschen, denn sie flogen ins Feld, kamen wieder zu ihren Schlag zurück, und blieben darauf. Ganz heisser pfiffen und lockten sich die aufmerksamen Nachbarn und konnten doch mit aller Mühe der Wundertauben keine bekommen. „Santerre muß es mit dem Teufel zu thun haben, war der Taubenvögte seiner Gegend allgemeine Stimme: „Kaum hat er so theure und prächtige Tauben bekommen, läßt er sie sogleich fliegen: und alle bleiben; der versteht's besser als wir, so was kann nicht jeder. Nachdem sich diese Neider drey Tage lang fast bis zum rasend werden geärgert hatten, wurde endlich am vierten Tag eine dieser Wundertauben auf der Schlagröhre eines der nächsten Nachbarn des Handelsmann U. — gesehen.

Der Mann vom Haus erfuhr es bald, und wollte sogleich Futter streuen, hatte aber so eben keinen Vorrath mehr. Aergerlich hierüber rannte er wie ein Unsinniger die Stiegen hinunter in den Laden, riß mit Ungestümm die Reis-Schublade heraus und eilte damit eben so hastig die Stiegen wieder hinauf. Seine Frau und Kinder meynten ihr Mann und Vater sey von der Sonnenhitze auf dem Boden im Kopf verrückt geworden, und sprangen ihm nach. Er aber wieß sie mit zorniger Mine und geballter Faust zurück und blieb vor dem Schlag stehen. Die Taube war noch da; er lockte; er warf ganze Hände voll Reis hinein, die Taube gieng nicht im Schlag; er streuete noch mehr Reis, so daß seine eigene Tauben selbst sich von diesen seltnen Futter bis zum Zerspringen anfraßen, und endlich durch deren Appetit die Fremde gereizt wurde aufs Futter zu fli gen und die Schlagröhre fiel. Jetzt hatte er die kostbare

Taube; und eiligst wurde die Thür des Schlags geöfnet, wegen allzugroßer Begierde ein paar junge Tauben zertretten um nur so geschwind als möglich den seltnen Vogel zu haschen.

Indessen mußten seine Leute die Nachbarn herbeyrufen, um sich mit ihnen zu freuen über die Taube die er gefangen hatte. Als aber die Gerufenen kamen, wurde bald die Täuschung entdeckt; Gebärden und Worte der Geäfften schickten den Santerre zu allen Teufeln und U. — jammerte noch 4 Wochen lang um seine 3 — 4 Pfund Reis welche er so unnützer Weise verschwendet hatte. Die Tauben bekammen im Regen ihre natürliche Farbe wieder, und der Beneidete hatte in Zukunft für den Nachbarn Ruhe und die gewünschte Satisfaction.

Der Bräutgam unter den Schenktisch.

Im Jahr 1772. verheirathete sich ein junger Bauer zu K. Namens B. — Dies gab eine der ansehnlichsten Landhochzeiten. Der Bräutgam führte unsern Santerre auf dem gewöhnlichen Hochzeitladen drey Tage lang in einem Distrikt von mehrern Meilen umher. Nach vollendeter Toür und zwar des Abends am dritten Tage wurden die Verwandte und Bekannte in der Stadt Ansbach zur Hochzeit geladen. Als auch dieses geschehen war, wollte der Bräutgam seinen Hochzeitlader nach damaligen Gebrauch in einem dasigen Wirthshause mit Speise und Trank laben; Santerre aber that den Vor-

schlag, er der Hochzeiter mögte anstatt im Wirthshause und um ungenirter seyn zu können mit ihm nach Hause gehen, seine Frau könne Essen zubereiten und Wein könne er vom Wirthshause dahin holen lassen. Der Bräutgam gieng dieses ein; es wurde Wein geholt, und ein gutes Essen in Santerres Wohnung bereitet. Als das Essen aufgetragen war, zog Santerre den Rock und Schuhe aus und schlupfte in Pantoffel, ein gleiches sollte der Hochzeiter thun; dieser aber wollte nicht. „Mache er sichs doch bequem lieber Bräutgam, thue er wie zu Hause! „Es ist ja schon spät Herr Santerre, ist nicht viel mehr der Mühe werth: „Nur herunter mit dem Rock, wir haben solche heute genug gefühlt, und die Schuhe auch herunter! Der junge Bauer zog nun Rock und Schube aus; ersterer wurde sogleich ausgebürstet und die Schuhe sauber geputzt; neue rothe Bänder und Rosmarin wurden herbey gebracht und der

Rock damit geziert. Unbegreiflich war es dem Bräutgam, der sich nun bald in K. aufs Ohr legen und von seiner Braut träumen wollte, was denn der neue Putz jetzt noch, da man schon mit dem Hochzeitladen ganz zu Ende war, nützen sollte. Santerre sagte ihm aber: Es sey noch ein Gast zu invidiren; und ohngeachtet der Hochzeiter den Zettel aus der Tasche zog und daraus ersahe, daß keine Person zu laden vergessen worden seye, so behauptete Santerre doch, ja es fehlte noch ein Gast, und zwar der wichtigste von allen. Der Bräutgam wurde also nach dem Abendessen aufs neue geziert und derselbe so wie der Hochzeitlader stunden nun da, als wenn sie erst zu laden anfangen wollten. Auf Santerrs Wink brachte man zwey Masken, es wurden Ohrenbänder daran genähet und eine davon dem Bauern am Gesicht probirt. Dieser wollte zwar nicht halten, aber der beredsame Hochzeitlader und dessen heitere Laune

brachten es doch dahin, daß er sich maskiren ließ. Einen Bräutgam und Hochzeitlader vorstellend, die sie aber freylich auch im ganzen Ernste waren, folgten sie jetzt der Laterne dem Redoutenhause zu. Als beede in den Saal kamen, wo der Hochzeiter in seinem ganzen Leben niemals gewesen und also auch ein solch buntschäckigtes Getümmel und solch eine Menge Lichter gesehen hatte, wurde er ängstlich, langte nach seinen Huth, und hätte solchen aus Respect nebst der Maske abgenommen, wenn ihm nicht sein Begleiter nachdrücklich demonstrirt hätte, daß hier dergleichen Complimente nicht üblich seyen. Santerre führte seinen zitternden Bräutgam durch den Saal, gerade aufs Theater hin, und vor dem Stuhl des Markgrafen machte er ihm die Gesichts Maske los, mit den Worten: „Durchlauchtigster! hier bringe ich den jungen B. — aus K. welcher nächstkünftigen Dienstag mit seiner Braut N.

aus A. sich will trauen lassen, und recht herzlich wünscht, Ihro hochfürstliche Durchlaucht mögten ja die höchste Gnade habent seinen Ehrentag durch höchst Dero Gegenwart zu verherrlichen. Aufstehend und sich gegen B. — wendend, der noch immer wie versteinert da stand, antwortete der Markgraf: „Mein lieber Bräutgam, ich gratulire ihm zu seinen Ehrentag, wünsche auch, daß er mit seiner Braut sich dieses Tages jederzeit mit Vergnügen erinnern möge, nur bedaure, daß ich gerade künftigen Dienstag Geschäften wegen nicht persönlich abkommen kann, doch soll mein Stuhl nicht unbesetzt bleiben; ich werde meinen Mann stellen. Beede erhielten nun die Weisung in die Schenke zu gehen und daselbst auf landesherrliche Kosten sich Speise und Trank recht wohl behagen zu lassen. Sie giengen dahin und wurden die ganze Nacht durch mit Wein, Pansch und allerley Erfrischungeu prächtig bewirthet

Der Bauer wurde durch die Aufmunterung seines Hochzeitladers und von der Stärke der Getränke beherzt und lustig und tanzte nach seiner Art zu jedermanns Gefallen vergnügt in die Reihen; vergaß dabey nicht nur das Trinken nicht, sondern ließ sichs so lange recht wohl schmecken, bis er endlich stark benebelt, und vom Tanzen ermüdet, ein Ruheplätzchen suchen mußte. Er schlupfte unbemerkt unter dem großen mit einem Tafeltuch bis zum Boden herab behangenen Schenktisch, und schlief ein. Santerre vermißte bald den Bräutgam; suchte ihn auch allenthalben, und dachte als er ihn nirgends fand, er möchte sich heimlich weggeschlichen und nach Hause begeben haben. Als endlich mit schon anbrechenden Tag der Kehraus gespielt wurde; Masken und Zuschauer den Saal verließen; in der Schenke auf und zusammengeräumet, die Läden zugemacht und die Thüren verschloßen wurden, dann erst begab sich auch

Santerre nach Hause, nicht ahndend daß B. — sich noch in dem Gebäude befände, aber halb verdrüßlich, daß er ohne ihn diesen Ort der Freude verlassen solle. Der junge Bauer schlief unter dem Schenktisch fort bis morgens acht Uhr. Lange konnte er nach seiner nachherigen Erzählung nicht zur Besinnung kommen, wo er nun sey, und alles Vorgegangene war ihm wie ein Traum; er kroch dann hervor; sah aber eben so wenig Licht als unterm Schenktische, denn alles um ihn herum war dunkel. Die Läden waren zugemacht und alle Thüren bis auf eine die in den Redoutensaal führte fand er verschloßen; durch diese kam er in den Saal, und jetzt erst, erinerte er sich seiner gestrigen dabier gehabten Abentheuer. Als er auch im Saal mehrere Thüren probirt und auch diese versperrt fand, gieng er in die Schenkstube zurück. Hier bemerkte er endlich einen Fensterladen den er öfnen konnte und stieg zum Loch

hinaus. Er eilte K. zu, und erfuhr daß seine Braut ihre und seine Verwandten für ihm nicht wenig besorgt gewesen wären; denn alle suchten ihn mit Fackeln und Laternen viele Stunden lang auf dem Wege nach Ansbach, weil sie befürchtet hatten, der Bräutgam möchte sich beym Hochzeitladen stark betrunken, und deshalb in einen mit Schnee angefüllten Graben gerathen seyn.

Voll Aergerniß über seinen Hochzeitlader der, wie er meynte, ihn diesen Streich mit Vorsatz gespielt habe, erzählte er nun seiner Braut und seinen Verwandten seine gehabten Abentheuer, und diese sämtlich-so sehr sie ihn eines Theils bedauerten, konntens doch nicht bergen, hierüber recht herzlich zu lachen, ja so herzlich daß der Bräutgam über seinen Hochzeitlader erst recht ernstlich böse wurde. Am Tage der Hochzeit fand sich Santerre früh-

zeitig im Hause des Bräutgams ein; gratulirte mit vielen Anstand; ordnete dann mit besonderer Heiterkeit den Kirchenzug, und führte die Brautleute mit lautem Jubeln zum Altar. Nach vollzogenen Trau Actus versammelten sich die Gäste in dem zum Hochzeitschmause bestimmten Gasthofe, und alle waren bey frölicher Stimmung und munterer Laune, nur der Bräutgam welcher das Logis unterm Schenktische noch nicht aus dem Sinne bringen konnte, machte ein finsteres saueres Gesicht. Desto freundlicher und froher wurde aber seine Mine, als zu eben der Zeit da sich das Hochzeitpersonale zu Tische setzen wollte, ein Abgeordneter von Markgrafen eintrat, sich in Namen seines Fürsten dem Hochzeitpaare nahete, demselben zu seinen Ehrentag gratulirte nnd zugleich ein ansehnliches Hochzeitgeschenke übergab. „Hoch lebe unser guter Markgraf! rief jetzt aus vollem Halse der ganz entzückte Bräutgam, und der nun mit

diesem wegen der Redoute wieder ausgesöhnte Hochzeitlader akompagnirte mit seiner durchdringenden Stimme so stark, daß den Gästen nach sechs Wochen nachher die Ohren gällten. Froh sezten sich alle Geladenen zu Tisch: die Speisen behagten treflich; mehrere Gläser auf das Wohl des Abgeordneten, der einen so vornehmen Gast repräsentirte, geleert, und der Bräutgam erhob öfters seine Stimme: „Santerre, du hast einen guten Einfall gehabt, unsern guten Landesvater auf die Hochzeit zu laden; ich und meine Braut werden es Zeit Lebens nicht vergessen, und unsere Kinder und Kindeskinder sollen es erfahren wie gnädig dieser große Fürst gegen uns gewesen ist! — Niemals wurde auch in der Stadt und auf dem Lande eine Hochzeit vergnügter gefeyert als die des Bauern B. — und seiner Verlobten.

Die Menuet.

Auch die Hochzeit der Tochter des Schultheissen W. zu K. — fiel in Santerrs Woche. Dieser Schultheis W. Vater der Braut war Santerrs guter Freund und Dutzbruder. Der erste Hochzeittag endete zum allgemeinen Vergnügen der Gäste, und vorzüglich war der Schultheis ausserordentlich vergnügt. Dieser, als er am folgenden Tag als am sogenannten Rockentag morgens beym warmen Bier trinken seine Zufriedenheit hierüber zu erkennen gab, sagte er zu Santerre: „Du mußt mit mir eine Menuet tanzen! „Ah! wo denkst du hin Bruder, du bist ein Bauer, du kannst mit mir

keine Menuet tanzen, wenigstens nicht austanzen. „Das müßte doch mit dem Henker zugehen, ich habe in meinem Leben schon oft Menueten getanzt, und setze dir Bruder Santerre meinen größten Schinken an etwas, wenn ich die Menuet nicht austanze, du mußt aber das Frauenzimmer machen! „ Und ich Bruder W. setze dir meinen ganzen Verdienst von dieser Hochzeit an deinen Schinken, wenn du im Stand bist, mit mir die Menuet auszutanzen. Diese Wette wurde von allen Anwesenden beståttiget, und jedermann wartete begierig der Ankunft der Musikanten. Die Erwarteten kamen, und kaum konnten sie ihr warmes Bier ruhig austrinken, als schon alle-schrien:

„Spielt eine Menuet auf, eine Menuet spielt! Santerre und W. müßen eine Menuet tanzen! — Santerre der sich indessen

von einem Knecht des Hauses ein paar eißerne Holzspälter - Keule hatte geben lassen, und diese heimlich in beede Rocktaschen steckte, erschien auf dem Tanzplatz, und beede Tänzer fiengen nun an für den größten Schinken oder den ganzen Hochzeitladerverdienst ihre Menuet an. W. machte das Compliment gegen ihn wie gegen ein Frauenzimmer, führte ihn mit Ceremonie zur Stelle; die ersten Touren der Menuet gieng gut von statten; der Schultheis W. tanzte meisterhaft, Santerre nicht weniger gut; alle Zuschauer waren voll Erwartung auf die nächsten Menueten! jetzt kamen beede dicht an einander vorbey, wendeten sich an der Ecke, und tanzten wieder zusammen, nun mußten sie sich wieder wenden (es war die so genannte Menuet auf der Spitze) bey dieser Wendung aber gab Santerre (der als Frauenzimmer den Rock ausspreizte und beede Hände in den Rocktaschen

hatte) dem W. einen so heftigen Schlag mit dem Keul auf das Knie, daß er sich gerne vor Schmerzen auf dem Boden niedergelassen hätte; er verbiß jedoch die Empfindung, weil er glaubte der Schlag sey von ohngefähr mit einem in der Tasche befindlichen Schlüßel, Messer oder sonst etwas dergleichen geschehen. Als er aber bey der zweyten Tour einen noch heftigern Schlag auf eben dasselbe Knie bekam, konnte er seine Empfindung nicht mehr unterdrücken; er umfaßte mit beyden Händen das ihm so sehr schmerzende Knie und hinkte also gebückt, mit dem Ausrufe: Der Teufel mag mit dir eine Menuet tanzen, der Wetter Kerl schlägt einen ja fast die Knie entzwey! vom Tanzplatze weg. Die Hochzeitgäste schrien: „Den Schinken her, Santerre hat die Wette gewonnen!„ W. mußte selbst lachen, so sehr ihn auch das Knie schmerzte, und brachte den Schinken. Auch dieser zweyte Hochzeittag wurde vergnügt beschloßen,

viel wurde wegen der Menuet noch gelacht und geschäckert, und Santerre behauptete nach wie vorher, eine Menuet zu tanzen stehen einen Bauern eben so übel an, als eine Haarbeutelperücke.

Die Handschuh.

Im Spatherbst folgenden Jahrs hatte Santerre wiedermals eine sehr bedeutende Bauernhochzeit aus W. — Er ordnete und führte den Zug in die Stadtkirche. Als die Hochzeitrede beendigt war, der Geistliche mit dem Buch in der Hand nun jetzt die Trauung verrichten zu wollen, im Altare stand, winkte Santerre den Bräutgam und die Braut aus den Ständen

um beede zum Altar führen zu können. Bey dem Altar sagte Santerre zu dem Bräutgam halblaut: „Handschuh aus. Der Bräutgam verstand nach seiner Mundart an (einen) Schuh aus; und als seine Braut nahe kam, flüsterte er auch dieser zu: „Zieg an Schuh aus! Die Braut befolgte die Worte ihres Bräutgams; beede bückten sich in der Nähe des Altars und zogen jegliches einen Schuh aus. Ein allgemeiner Lärmen entstund, als dieses Päärchen in solch komischen Aufzuge sich dem Altar näherte.

Alle Leute in der Kirche lachten und kickerten; selbst der Prediger im Altar wandte sich mit dem Buche in der Hand um, das Lachen zu verbeissen; Santerre und der Stadtkirchner eilten hinter den Altar und schlugen für Lachen die Hände zusammen; die getraut werden sollenden standen wie vernagelt an der Treppe, und wußten nicht wie ihnen geschahe. Um die-

se aus so großer Verlegenheit zu bringen, sprang der Hochzeitlader hervor: Zieht die Schuhe an, und die Händschi aus! rufte er ihnen zimlich laut zu. Nun so red er ein andermal teutsch, so wissen die Leute was sie zu thun haben, sagte der Bräutgam. Die Trauung wurde hierauf vollzogen, und lange Zeit nachher redeten die Hochzeitgäste von diesem nur halbbeschuhten Brautpaare in der Kirche.

Die Hunde.

Santerre hatte zwey Hunde: einen Spitz, den er selbst auferzog und welcher ein guter Haushund geworden, und einen Pudel, den er von einer Prager Musikanten-Bande er-

kaufte. Dieser letztere Hund war ein sehr getreues, gutmüthiges und auch künstliches Thier. Er holte auf das gewöhnliche: Such, verlorren! eine liegen gebliebene Sache auf einen langen Wege zurück; stand Schildwache; trug des Nachts die Laterne, apportirte einen Stein aus dem tiefsten Wasser, u. d. m. Dieser künstliche Pudel mußte Santerre auf seinen Spaziergängen täglich begleiten, auch nicht selten sahe man bey seinen Dienstverrichtungen den Getreuen an seiner Seite.

Eines Tages ließ er den Hund im Beckenweyher apportiren. Zwey angesehene Mannspersonen aus der Stadt die so eben in der Nähe promenirten und dem Spiele mit zusahen, glaubten behaupten zu können, daß dieser Pudel seines gleichen an Geschicklichkeit in Ansbach nicht haben würde. Santerre aber sagte hierauf: Dies ist noch nicht alles meine Her-

ren, wenn sie erst seine übrigen Künste mit ansehen würden, Sie müßten darüber erstaunen. „Nun was kann er denn noch? fragte einer dieser Herren. „Mein Pudel aportirt eben so gut auf einem Baum, als dahier unters Wasser. Das ist erlogen, sprachen beyde, der Hund sey ja keine Katze, wie sollte denn dieser auf dem Baum kommen, meynten sie. „Ich setze Ihnen meinen Hund der doch gewiß eine Carolin werth ist, an zwey Laubthaler, wenn er nicht auf einen Baum aportirt. „Die Wette gilt Santerre, ohnverzüglich soll nun der Hund aportiren! „Nein, meine Herren, heute kanns nicht mehr seyn, der Pudel ist zu sehr ermüdet von den Weyher Promenaden, aber morgen zu jeder Zeit, wenn es Ihnen gefällig seyn wird, will ich solches Experiment mit ihm machen, ich halte Ihnen die Wette so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. „Gut, Santerre, wo treffen wir uns morgen

Abends bey Zeiten? „Morgen, punkt vier Uhr treffen Sie mich da oben beym Wirth Leinisch, wenn Sie dahin kommen wollen, werde ich Sie überzeigen, daß ich Mann vom Wort bin. Beede giengen den Berg hinunter der Stadt zu, und Santerre begab sich noch aufwärts in den Leinischen Garten.

Hier stand ein schief gewachsener Birnbaum, welcher mehr zur Erde geneigt als aufwärts stand; von diesem Baum hatte der künstliche Pudel, das was man zu oberst auf dem Baum gelegt, wohl schon funfzigmal herunter geholt, und nun mußte das Thier zur Gewißheit der Sache noch einige Duzentmal Vorübungen auf dem morgenden Tag machen, so daß Santerre nun des Pudels Sprung auf einen Baum ganz gewiß war. Er fand sich auch am folgenden Tag zur bestimmten Stunde beym Leinisch ein, und sahe bald darauf gedachte Herren

in Gesellschaft mit mehrern Personen den Berg herauf und dem Hause zu kommen. Nun wie stehts? (war die Anrede, als sie Santerre erblicken) wird die Wette gehalten? Ja wohl, meine Herren, spazieren Sie nur in Garten herein, sogleich werde ich aufwarten. Sie giengen hinein; der Wirth brachte Bier dahin wo Santerre trank, und nun hat dieser die Neugiergen da wo er sie haben wollte. Alle waren vergnügt, es wurde getrunken, discourirt, gelacht; der Herr des Pudels ließ ihn zum Vorspiel manchmal über den Stock springen, auch Tänze machen, und ander dergleichen Dinge. Mit einem mal erhob Santerre seine Stimme. „Nun wenns gefällig ist meine Herren, so soll der Hund auf den Baum aportiren! Er führte sie in den von ihrem Trinkplatz gerade gegenüber liegenden Garten, wo der obenbeschriebene Baum stund; legte auf dessen obersten Gipfel seinen Huth, und ließ in einiger Entfernung davon

den Hund Aport machen. Das Thier rannte auf den Baum, nahm den Huth; drehte sich um und brachte ihn seinem Herrn. Alle bewunderten das folgsame und geschickte Thier, nur die beeden Herren die mit Santerre gewettet hatten, nicht; diese wandten ein, dieser schiefe Baum, sey kein Baum wie sie gemeint hätten, nemlich es müße ein gerader in die Höhe stehender Baum seyn, die Wette könne also nicht gelten. „Baum ist Baum! meine Herren, rief Santerre: ich habe ja nicht gewettet, der Hund aportire auf einen gerade in die Höhe stehenden Baum, sondern nur auf einen Baum, und daß auch dieses obgleich schiefe Gewächs ein Baum ist, werden aller Augen sehen, die Wette hab ich gewonnen, und dies kann mir kein Gericht streitig machen. Der Gewinner machte jedoch noch dies Bedingniß, daß wenn beede Herren in Ansbach des Pudels gleichen, der eben also wie der seinige auf diesen krum-

men Baum apportirte, auffinden könnten, so solle die Wette aufgehoben seyn, und er wolle noch oben drein seines Hundes verlustig werden. Die Herren sahen endlich die Billigkeit seiner Behauptungen ein; lachten sich einander an; lobten den Pudel, zahlten dem Santerre zwey Laubthaler und giengen vom Schauplatz.

An einem trüben November Tag gieng Santerre mit seinem Pudel auf die Windmühle zum braunen Bier. Er traf eine zahlreiche Gesellschaft an, die untereinander vergnügt tranken, Taback rauchten und discourirten, dabey aber sich bis es unbemerkt finster geworden war, verhielten. Weil es auch anfieng zu regnen, so war vorher zu sehen, daß kein heller Himmel in den nächsten Stunden zu erwarten seye, und man beschloß daher mit einigen Fackeln nach Hause zu gehen. Santerre sagte: Fackeln wären ganz unnöthig, er habe seinen

Laternentrager (auf dem Pudel zeigend) bey sich, der mit seiner papiernen Laternen der ganzen Gesellschaft besser leuchten würde, als mehrere Fackeln, die ja bald verlöschen könnten. Man war's zufrieden; die Laternen wurden angezündet; an das Querholz gehängt und dem Hund in's Maul gegeben. Das Thier voraus, die Gesellschaft ihm nach, giengs nun den Berg hinunter. Schon am Fuß des Berges aber änderte sich die Szene. Der Pudel welcher ein natürliches Bedürfniß fühlte, sezte die Laternen auf dem Boden; diese fielen sogleich um, und branten weil solche von Papier waren, hoch auf. Nun sahen alle wie beym Fackelscheine, aber nur wenige Augenblicke denn als das Papier verglimmt war, standen sie in der dicksten Finsterniß da, und wußten kaum ob sie den Fuß vor oder rückwärts setzen sollten. Santerre den nun alle mit samt seinen dienstbaren Pudel in das Eulenloch wünschten, schlich

sich ohne gute Nacht zu sagen, davon und die jetzt mißmuthige Gesellschaft mußte sichs gefallen lassen, den Weg ganz langsam zu suchen, so gut sie konnte.

Auf einer Tour zum Leichenbitten nahm Santerre seine beeden Hunde niemals gerne mit. Einstmals da solche ihm ohne das ers bemerkt hatte schon zu weit nachgelaufen waren und er sie nicht mehr zurück jagen konnte, ließ er sichs gefallen sie mit sich laufen zu lassen. Noch Abends hatte er in der Schloßvorstadt zu bitten, und kam unter andern auch zu den Schneidermeister N. welcher in der Bruckmühle wohnte. In dieser Stube war es schon sehr dunkel. Seine beeden Hunde die mit ihm darinnen waren, witterten Fleisch in einem unter dem Ofen stehenden Korb, welches der Braten für den folgenden Tag da eben Sonntag fiel, werden sollte. Der Spitz machte sich zuerst darü-

ber her; der Pudel verlangte halben Part, und so zogen beede das Fleisch in der Stube herum.

Santerre und die Frau des R. weil sie beede miteinander im Gespräche waren, bemerkten dieses Unwesen nicht sogleich, mit einemmal aber fieng die Frau zu schreien an: „Mein Fleisch, mein Fleisch! die Hunde fressen das Fleisch! — Jetzt gieng es an ein Jagen und Reisen; das Fleisch wurde den Hunden unter manchen Hieben abgenommen, jedoch war solches nicht mehr zum Sonntagsbraten tauglich; auf der Stelle bekammen die Hunde noch einmal Schläg; Santerre aber mußte doch das Fleisch bezahlen. Voll Aergerniß über seinen Spitz der der Urheber dieser Mahlzeit war, gieng er weiter. Als er eben über den Hundstäg nach Hause gehen wollte, rufte ihm aus den Traubenwirthshause der Schultheis W. von Katterbach zu: „Santerre! komm herein wenn

du trinken magst, komm, ich habe auch etwas mit dir zu reden. Er gieng hinein und seine Hunde liefen ihm nach. Der Schulze brachte ihm Wein zu; beede sprachen eine Zeitlang mit einander, und als er schon im Abgehen war, bemerkte er am untersten Tisch vier Personen Solo spielen; er stellte sich dazu hin um einige Augenblicke das Spiel mit anzusehen. Sein Pudel der stockblind war und beständig in der Nähe seines Herrn blieb, verspürte einen Stuhl auf welchen aber zwey volle Krüge mit Bier und zwey Gläser standen.

Der Hunde in der Meynung sein Herr sässe mit am Tische sprang auf dem Stuhl, und in dem Moment lagen Krüge, Bier und Gläser auf dem Boden. Aufgebrachter war Santerre nie über seine Hunde als jetzt. Vor einer halben Stunde erst mußte er den Braten

gut thun, welchen sein Spitz theils verzehrt, theils verrissen hatte, und hier verursachte ihm sein Pudel, eine noch viel größere Zeche. Mit dem Ausdruck, Canaillen die ihr seyd! nahm er den ihm nächsten Stock, prügelte damit die verwegenen Thiere ganz erbärmlich eine Zeitlang in der Stube herum, und jagte sie dann hinaus. Auch lange hin nahm er keinen derselben mehr mit sich, und nur die Zeit machte ihm endlich diese Geschichte vergessen. Er wurde ihnen wieder geneigt und sie blieben seine guten Hunde bis an ihr Ende.

Der Geburtstag.

Sehr wichtig war unsern Santerre sein Jahrs — oder Geburtstag. Gewöhnlich be-

merkte man an solchem Tag eine besondere Heiterkeit und frohe Gemüthsstimmung an ihm, und so viel möglich suchte er denselben, ohne einigen Verdrüß zu durchleben. Als er seinen 56ten Geburtstag erlebte, an demselben die Glückswünsche von Frau und Kindern angehört, und in der Wochenkirche Gott für sein Leben und genossene Wohlthaten recht inniglich gedankt hatte, fragte ihm seine Gattin: Alter! was soll ich dir heute an deinem Geburtstag für Essen bereiten? „Du weißt ja mein Leibessen, Frau, antwortete er: „Und du willst also an diesem Tag sonst gar nichts, als einen Reisbrey? — Nein, weiter nichts; nur richte ihn heute gut zu, mit Zucker, Zimmet ꝛc. und ich bin dann zufriedener als mancher Fürst mit zwölf Schüsseln Mittags zwölf Uhr hatte er noch eine Portchaisen Leiche zu begleiten, und dann sollte gegessen werden.

Schon hinwärts machte er grosse Schritte vor der Leiche her, und auf dem Heimwege eilte er noch vielmehr. Als er nach Hause kam, fand er zu seiner großen Freude seinen Schreibtisch, wo er gewöhnlich allein zu essen pflegte, schon gedeckt, und seine Lieblingsspeise der Reisbrey wurde nun mit Zucker und Zimmet wohl bestreut, aufgetragen. Nach verrichtetem Tischgebet leitete ihn die Begierde sogleich den Löffel zu ergreiffen; er fand aber die Speiße noch so heis, daß er beym Genuße den Mund würde verbrannt haben. Hierüber ward er ärgerlich. „Warte, ich will der Haue bald einen Stiel machen sagte er; gieng über die Stube, öfnete ein Fenster, holte den Brey vom Schreibtisch · setzte solchen auf das breite steinere Gesimse hinaus, um ihn abkühlen zu laßen, und gieng einstweilen auf und ab. Im dritten Stockwerk, gerade über Santerrs Wohnung logirte eine Judenfamilie. Das Judenweib hatte

so eben ihren kleinen Buben der s. v. einen Grindkopf hatte auf einen Bogen Papier gekämmt und schüttelte wenige Augenblick hernach, als der Reisbrey vor das Fenster gesetzt wurde, den darauf gesammelten Unrath herunter. Santerre hörte das Papier von oben rauschen, und vermuthete gleich nichts gutes; er riß das Fenster auf; betrachtete seinen Reisbrey und fand Haare, Grind und andere eckelhafte Dinge auf dem Zucker und Zimmet liegen. Er, der sich so sehr auf dieses Gericht gefreuet, und mit dem stärksten Appetit die Abkühlung der Speise erwartete, und nun auf die eckelhafte Weise um dieselbe kam, ward äusserst aufgebracht, und hätte gewiß dem Judenweib, wäre es gerade in seiner Stube gewesen, den Brey nach vollen Löffeln ins Gesicht geworfen. Er ließ es aber nur dabey bewenden: „Das Sauluder da oben hat mir meinen Geburtstag so versalzen, daß ich Zeitlebens daran denken wer-

de. Von der Zeit an ward der Reisbrey niemehr seine Lieblingsspeise, und nur selten wurde in Zukunft etwas Breyartiges von ihm genossen.

Der Fall.

Bey Gelegenheit eines Taglöhners Leiche muste Santerre auch einige Verwandten auf dem Schloßberg zur Leiche bitten. Sein Dienstgeschäft führte ihn daselbst in ein sehr altes baufälliges Häuschen zwey Stiegen hinauf. Es war zur Winterszeit; weswegen er auch, um auf dem Eise nicht zu fallen Schrauben in dem Stiefeln hatte. Nach verrichteter Bestellung und genommenen a Dieu! trat er als ein damals ohne

hin schwerer Mann etwas stark auf die oberste Stiege; diese knackte und brach auch in dem Augenblick, und mit dieser fiel er gerade auf die untere Stiege; auch diese brach und Santerre mußte mit hinunter in den Haustennen. Durch den fürchterlichen Schlag erschreckt, öfneten die den obersten und mittlern Stock bewohnten Hausleute die Stubthüren, wollten heraus und sahen mit Entsetzen keine Stiege mehr. Mit den auffallendsten Gesichtern, fluchten und beteten, lachten und weinten die Hausbewohner über diese für sie so nachtheilige Geschichte, und Santerre selbst den wir unter den Stiegen nicht vergessen dürften, konnte seines erstandenen Schreckens ohngeachtet eines Lächelns sich nicht enthalten, und da er durch den Fall nicht den mindesten Schaden erlitten hatte, so war er noch muthwillig genug mit den Obenstehenden zu scherzen, sie um Beystand anzuruffen, daß sie doch die Stiegen nacheinander wegräumen

und ihm dadurch Luft machen sollten, damit er die Hausthür finden und aus diesem Höllenneste sich befreyen könne. „Ja Herr Santerre schallte es herunter, das wollten wir gern thun, wenn wir könnten, wir sind aber selbsten gefangen wie die Mäuse in der Fallen bis wir Leitern bekommen können. Santerre räumte also selbst die Stiegentrümmer so gut er konnte auf die Seite, schlupfte zum Häuschen hinaus, und dankte Gott unter freyem Himmel für die gnädige Beschirmung. Er bestellte bey den nächsten Nachbarn Leitern für die zurückgelassenen Gefangnen, und faßte den vesten Vorsatz, nie wieder in seinem Leben in einer solch elenden Hütte bis unters Dach zu steigen.

Der Schild.

Im Jahre 1781. und 1782. wurde das Haus worinnen Santerre wohnte, renovirt. Weil das Haus einen schönen Anstrich bekommen und gut aussahe, ließ er bey Herrn Hofmahler Schwabeda einen Perückenmacher Schild mahlen, worauf er selbst in Lebensgröße als Brustbild mit einer Perücke in der Hand, und um ihn her Puderbeutel, Quasten, Kämme und Eisen liegend, ja frapant, so zum Sprechen getrofen portraitirt war, daß der Künstler Ehre davon hatte Es wurde in Erfahrung gebracht an welchem Tag der Schild ausgehängt werden würde, und eine Menge sich am Haus versammelte Neugierige sahen den Schild anmachen. Bald

aber verbreitete sich die Sage, der Santerre habe sich zum Fenster herausgehangen, und von jetzt an wurde diese Gasse denselben ganzen Tag nicht mehr leer. Personen von allen Ständen und Alter standen Stunden lang hin, betrachteten das wohlgetroffene Bildniß, und lobten die Geschicklichkeit des Künstlers. Noch am andern Tag, als Santerre von einer Leiche nach Hause kam, war bey dem Schild die Volksmenge sehr groß, und er sahe den Lermen mit Verwunderung. Auf einer dem Hause gegenüberstehenden Staffel stehend, betrachtete er so wie andere Leute selbst den Schild. Mit einmal fieng er gräßlich zu schreien an: Gebt Achtung! lauft! lauft! sahe dabey aufs Dach, als wollten alle Ziegel herabfallen, hielt dabey die Hände über den Kopf, sprang aus Leibeskräften das Gäßchen gegen den untern Markt vor, und alles was laufen konnte lief mit ihm. Nach diesem Geniestreich gieng er einen andern Weg

ganz langsam nach Hause, und alle Neugierigen waren auf diese Art mit einmal vertrieben.

Die Gespenster.

Ein so beherzter und unerschrockner Mann sonst Santerre war, so hatte er doch eine natürliche Furcht für Gespenstern. Ob diese von seiner Erziehung herkam, oder ob es alte angenommene Vorurtheile waren, ist so eigentlich nicht zu bestimmen. Er glaubte die Möglichkeit, daß die Seelen derjenigen Menschen, welche auf unsern Planeten dem Schöpfer und ihren Mitgeschöpfen zum Nachtheil gelebet haben, nicht so schnurrstracks in Himmel eingehen, son-

dern eine gewiße Zeit noch im Reiche der Schatten sich aufhalten und von noch lebenden Menschen auf der Welt gesehen werden können. Er wußte eine Menge Beyspiele von erschienenen Geistern zu erzählen, und berufte sich, wenn man ihn solchen Glauben widerlegen wollte, auf das Buch aller Bücher die Bibel; worinnen mehrere Beyspkele von Geistererscheinungen vorkämmen und auch der Gespenster gedacht würde. Von Menschen, welche auf dieser Welt, Gott dem Urheber ihres Daseyns und ihren Mitbrüdern gefällig gelebt haben, hatte er die entgegen gesezte Meinung. Diese nimmt der gute Vater (wie er sich gewöhnlich im Gebet ausdrückte) sogleich zu seinen Freuden auf; diese können nicht mehr in der Unvollkommenheit sichtbar werden, weil sie im Lichte der Vollkommenheit wandeln. Gute Geister ahndete also Santerre auf der Welt nicht, aber böse dergleichen. Dies hatte bey ihm die Folge, daß er

auch öfters Visionen hatte. Er wurde sichtbar ängstlich, wenn er zur Sommerszeit Abends von Schallhausen, Dautenwinden, oder Grisengrund, welches abwechselnd seine Spaziergänge waren, ohne Gesellschaft nach Hause gehen mußte, und wenn sich dann seine Hunde wenn es finster wurde nahe an ihn drängten, so war es seiner Meinung nach nicht anders, als das es hier spuckte. Ein fernes Feuer auf dem Felde dünkte ihn ein verborgener Schatz, welchen ein geldgierigen Wicht hienieden zusammen gescharrt dahin in Verwahrung gebracht hat, und welcher nun zum Nachruhen des Geizhalses feurig glänzen müßte. Er wollte öfters Gespenster in allerley Gestalten gesehen haben: vom Schweise triefend kam er zuweilen nach Hause, erzählte was ihm begegnet seye, und nahm sich vest vor, niemals mehr so spät heim zu kehren. Diese ihm wie angebohrne Furcht für Gespenster, blieb seinen Gesellschaftern um so weniger

fremd, weil er oft und sehr gerne mit solchen Erzählungen unterhielte, und auf keine Weise das Vorurtheil von Geister Existenz sich benehmen lassen wollte. Halt! dachten einige von den Herren, die sichs vergeblich am meisten angelegen seyn ließen, ihn den Gespensterwahn zu benehmen, so wollen wir doch dem Santerre einmal eine Geister Comödie spielen! — Sie verabredeten eine Gesellschaft auf dem Geisengrunde und der Gespensterseher wurde hiezu eingeladen (Es war ohngefähr im October 1786.) Der Abend wurde mit Essen, Trinken, Tanzen und Discouriren sehr vergnügt hingebracht. Es war schon 11 Uhr und die Gesellschaft wollte noch nicht aufbrechen, ohngeachtet Santerre schon einigemal hieran erinnert hatte. Er nahm also Huth und Stock, empfahl sich denen Herren, und begab sich von seinen Hunden begleitet auf dem Heimweg. Als er sich dem Walde näherte, erblickte er eine weiße Gestalt, die

den Kopf aus dessen Augen und Mund Feuer glänzte unter dem Arm trug, und ganz langsam dem Weg zu schwebte, welchen Santerre pasiren mußte. Als er nun stehen blieb, um die Erscheinung ernstlich zu betrachten, sahe er mit einemmal von der andern Seite eine gleiche Gestalt dem Wege zu schreiten. Bey diesem zweyten Anblick schlugen die Hunde an, und Santerre murmelte: „Hah! an euch will ich nicht vorbeygehen, ich kehre wieder nach den Geisengrund zurück, und sollte ich auch bis am hellen Tag daselbst bleiben müssen. Er wollte umkehren; aber auch auf dem Rückweg kam ihm eine weiße Figur mit dem gräßlich glänzenden Kopf unterm Arm in den Weg. Mit starken Schritten gieng er nun rechts über die Wiese dem Walde zu, um nur einen Weg zu finden, der ihn doch einmal aus dieser Gegend führen und von diesen lästigen Erscheinungen befreyen würde. Aber noch immer scheiderte seine Hofnung;

denn alle drey Gestalten verfolgten ihn über die Wiese, und erreichten ihn um so eher, als er nächst dem Walde von einem Wassergraben, der zum Durchwaden zu tief, und zum Uebersetzen bey Nachtzeit zu breit war, aufgehalten wurde. Hier stand er stille; und nur drey Schritte von ihm tanzten die Gespenster mit hellglänzenden Händen und Füßen um ihn herum, so daß ihm jeder Ausweg versperrt war, und er jeden Augenblick von den Unholden ins Reich der Finsterniß geschleppt zu werden, befürchtete. In dieser schrecklichen Verlegenheit realisirte sich auch bey unserm Santerre das alte teutsche Sprüchwort: „Wenn die Noth am größten, ist die Hülf am nächsten. Er bemerkte als seine Verfolger ihm ganz nahe kamen, ein verstecktes Gelächter, und sogleich fuhr es ihm auch durch den Kopf: Können Geister auch lachen? das habe ich in meinem Leben noch nicht gehört und gelesen; wie? wenn du von diesen Purschen

nur geafft worden warest! dachte er: und Zorn trat nun an die Stelle der Furcht. Er erhob seinen dicken Stock, und sprang mit den Worten: „wenn euch nur das h. D. — in Boden schlüge, wartet ich will euch die Späße vertreiben! auf die Gespenster los. Diese erwarteten aber den Angriff nicht, sondern retirirten in möglichster Geschwindigkeit dem Geisengrunde zu, verlohren unter Wegs ein paar Köpfe und Santerrs Hunde verfolgten sie eine lange Strecke fort. Auf dieses erstandene Abentheuer war es nun Santerrn einerley ob er jetzt zu Hause oder nochmals auf dem Geisengrund woher die Gesellschaft noch nicht gekommen war, zurück kehren wollte. Er kehrte wieder um! stieß auf einen Gespensterkopf, der ein ausgeholter Kürbis war, und fieng eben an denselben mit seinem Stock zu zerschlagen, als er ferne gegen ihn ein sehr lautes Gelächter hörte.

Jtzt wurde er Fackeln gewahr, die ihm immer näher kamen; er ahndete die Gesellschaft; sie war es auch; und mit dem einstimmigen Ausruf: „bravo, bravo! Santerre hat die Gespenster verjagt; nur mit uns! nun holten sie ihn ein, und führten ihn im Triumph nach dem Geisengrund zurück.

Hier saßen die drey Geister in weißen Leinentücher gewickelt und mit phosphorisirten Händen und Schuhen schon am Tische und ließen sich auf ihre Motion Essen und Trinken treflich schmecken. Die Gesellschaft erklärte nun Santerre, der diese fatale Geistergeschichte noch immer nicht recht zusammen reimen konnte, daß man bloß seine Herzhaftigkeit auf die Probe stellen, hauptsächlich aber bemerken wollte, wie er sich bey einem so starken Glauben an Geistererscheinungen in ihrer Gegenwart benehmen würde.

Er dankte für den gütigen Spaß mit der ernstlichen Verbittung fernerer dergleichen Proben, er möchte sich sonst einmal gezwungen fühlen, einen solchen figürlichen Geist, (auf die Herren im Geister Ornate zeigend) in einem wirklichen Geist zu verwandeln. Es wurde nun wieder gescherzt auf die vorwesende Geschichte, passende Gesundheiten aufgebracht, und nach einer noch vergnügten Stunde begab sich die ganze Gesellschaft bey Fackelschein und ohne mehr auf einen Geist gestoßen zu seyn, nach Hause.

Der Nachtwandler.

In eine noch größere Verlegenheit als unter jenen Geistern, kam Santerre einige Jahre

nachher. Es war bey ihm also eingerichtet, daß seine Frau seiner Nachhauskunft wartete, und sich nicht zu Bette begab, bis er wenn es auch schon spät war, nach Hause kam, um ihm, weil er ein stark beleibter Mann war, beym Ausziehen und schlafengehen behülflich seyn zu können. Auch der Junge, den er damals in der Lehre hatte, mußte auf die Ankunft seines Herrn warten, um ihm die Stiegen herauf zu leuchten, den Stifelzieher zu bringen und die ausgezogene Stiefel an gehörigen Ort zu stellen, nach solch gewöhnlichen Geschäfte sich aber dieser so gleich zur Ruhe begeben konnte. Gedachter Lehrjunge welcher dem Schlaf ausserordentlich ergeben war, und in dieser Hinsicht sich vielen Verdruß zuzog, war noch über dies ein Nachtwandler, oder sogenannter Balkensteiger, und so sehr sich sein Herr und die Gesellen bemühten ihm diese Unarten abzugewöhnen, so war doch alles vergebens. Eines Tages, als San-

terre gegen 11 Uhr erst nach Hause kam und angeläutet hatte, der Jung aber auf seinen Stuhle am Ofen schon eingeschlafen war, rief die Frau den Jacob, er solle hinunter gehen um seinen Herrn herauf zu leuchten. Jacob nahm das Licht vom Tisch, und gieng zwar damit zur Thür hinaus; aber nicht die Stiege hinunter.

Santerre sah auf der Straße das Licht aus der Stube verschwinden; hörte die Stubenthüre auf und zumachen, und doch kam niemand der die Hausthür öfnete. Er wartete lange vergeblich; wurde etwas ungeduldig läutete dann stärker, als das vorige mal, und veranlaßte dadurch, daß seine Frau zur Stubenthür hinaus eilte. Diese traf den Jungen auf einer Stiegentreppe sitzend das Licht neben ihn stehend, im vesten Schlafe an. Sie rufte ihm laut zu: „Jacob! willst du denn deinen Herrn nicht auf

machen? Der Junge erwachte, raffte sich zu sammen; gieng hinunter, öfnete die Hausthüre erhielt sogleich einen tüchtigen Verweis; leuchtete die Stiege hinauf, brachte Pantoffel und Stiefelzieher, nahm seine Nachtmütze, und gieng unbemerkt aus der Stube. Santerre sprach während den Auskleiden noch manches mit seiner Frau hinsichtlich der nie erhörten Schlafsucht ihres Lehrjungens und anderer Dinge mehr, bis man endlich das Nachtlicht anzündete und ins Bette stieg. Nach einigen Stunden fühlte sich Santerre nothgedrungen auf den s. v. Abtritt zu gehen. Er stund daher auf: zündete das auf dem Tisch im Leuchter befindliche Licht an, und gieng durch die Küche auf die Commoditä zu (der s. v. Abtritt war nemlich an die Küche gebaut, und führte kein anderer Weg dahin, als durch die Küche) Aber, welch ein Entsetzen befiel ihn, als er bey dem Rückwege mit dem Licht in der Hand, durch dessen

Schein eben die Küche vorwärts erleuchtet wurde, auf dem Feuerherrde eine weiße Figur mit schwarzem Gesichte, und einem Messer in der Hand starr auf ihn hinsehend, sitzend erblickte. Für Schrecken konnte er kaum reden, und Anfangs nur stammelnd die Worte fragweise herausbringen. Wer, wer, wer ist da? „Ich bins, gab die Figur auf dem Heerde zur Antwort, und machte Bewegung herunter zu steigen. Santerre sich jetzt noch mehr als beym ersten Anblick fürchtend, verlohr beynahe alle Faßung und fieng aus vollem Halse anzurufen: Frau! Frau! Gesellen; Hülfe! — Seine Frau durch so ein fürchterliches Geschrey mitten in der Nacht vom Schlafe aufgeschreckt, wußte nicht geschwind genug aus dem Bette zu kommen; sie eilte der Küche zu, und wollte für Schrecken bey dem Erblicken der Figur wieder zurück, als eben in diesem Augenblick auch die Gesellen herbey geeilt und sie von dieser Furcht

befreieten. Einer der Gesellen welcher sogleich in der fürchterweckenden Gestalt den Lehrjungen erkannte, rufte ihn zu: Wie führt denn dich der T. — auf dem Herrd? „Ich bin ja im Bette gab er gähnend und sich die Augen reiben zur Antwort. Weil der Monsieur Jacob dadurch, daß er mit den Händen auf dem Gesicht herum fuhr, immer noch schwärzer wurde, so konnten sich die Gesellen des Lachens nicht enthalten; sie zogen den noch Schlaftrunkenen vom Heerde herunter, und sprizten ihn daß er erwachen sollte, Wasser ins Gesicht. Sein Lehrherr aber den er so großen Schrecken verursachte, faßte ihm mit den Worten: Ey, du infame Bestie! wie hast du mich erschreckt, daß mir noch Arme und Beine zittern! an beyden Ohrenläppchen und schüttelte ihm das noch übrige Bischen Schlaf so kräftig aus den Augen, daß Monsieur Jacob in die Luft hätte springen mögen.

Als des Ohrenrüppelns gar kein Ende werden wollte, suchte die Lehrfrau ihren aufgebrachten Mann, mit dem Bedeuten zu besänftigen, daß Jacob ihn ja nicht mit Vorsatz fürchtend gemacht habe; es sey ja allen Hausleuten bekannt, daß er ein Nachtwandler sey: Santerre aber rüppelte fort, und sagte: „Ich will ihm Nachwandeln; das Wetter soll mit ihm wandeln; wenn es noch einmal geschieht, so schlage ich ihn zum Krüppel. Nun erst ließ er nach, und fragte noch eben so erzürnt als bis her: Canaille! sage mir nur, wie bist du in die Küche und auf dem Heerd gekommen? — Der erschrockene und an beeden Ohren höllenhitzefühlende Junge sagte: er wisse nicht auf welche Art er in die Küche gekommen seye; er habe in der Stube seine Schlafhaube genommen; sey zur Thür hinausgegangen, um sich ins Bett begeben zu wollen; habe sich ausgezogen und geglaubt, er läge im Bette; sähe nun aber erst, daß er anstatt in das Bett

L

auf dem Heerd gekommen sey, sonst könne er weiter sich auf nichts besinnen. Mit dieser Geschichte aber verhielte sichs eigentlich also: Der Junge nahm, nachdeme er seinen Herrn noch immer schlaftrunken die Stiefel ausgezogen hatte, seine Schlafhaube und gieng mit dieser anstatt in die Kammer, in die Küche hinaus; (denn in beede Piecen mußte man von der Stube ausgehen) zog vor dem Heerde welcher links nächst der Küchenthür war, Beinkleider, Strümpfe und Schuhe aus; sezte sich zwischen denen noch auf dem Heerde gestandenen Koch und Wasserhäfen, nahe an die zusammen gehäufte Asche und Kohlen, welche noch nicht ganz erloschen waren; kam mit den Handen auf die Kohlen; berührte das Gesicht, und verursachte dadurch, daß er um diese Zeit als er von seinem Lehrherrn gesehen wurde, im Gesicht und Händen ganz schwarz war; das bey ihm wahrgenommene Messer nahm er bey seinem hinaus-

gehen auf den s. v. Abtritt aus dem nahe bey ihm stehenden Messerkörbchen um sich damit im nöthigen Fall vertheidigen zu wollen, und würde solches auch nach seinem nachherigen Selbstgeständniß wenn Santerre auf ihn zugegangen wäre, gegen ihn gebraucht haben; glücklicher Weise nahm aber die Geschichte auf das starke Geschrey und geschwinde herbeyeilen der Frau und Gesellen, eine bessere Wendung. Der Nachtwandler mußte nun seine vor dem Heerde ausgezogene Kleidungsstücke zusammennehmen, sich waschen, ein ander Hemd anziehen und zu Bette gehen. 'Die muntern Gesellen konnten vor Lachen über diese närrsche Geschichte nicht zum Schlaf kommen; Santerre aber bekam dieser Auftritt gar nicht gut; er mußte, weil sich bey ihm der Schrecken in die Glieder gezogen hatte, einige Tage bettlägerig seyn. Monsieur Jacob selbst, hatte von dieser Nacht den größten Vortheil. Entweder der Schrecken den

er auch über das fürchterliche Rufen und herbeyeilen der Leute empfand, oder das schmerzhafte Gefühl wegen so lange angedauerten unsanften Ohrenrüppeln, verursachte, daß ihm der Hang zum Nachtwandeln von dieser Begebenheit an, gänzlich verließ; denn es wurde in der Folgezeit nicht die geringste Spur mehr hievon bemerkt, und oft pflegte er selbst hierüber nachzudenken und meynte: es wäre eben nach dem Sprüchwort, Böses mit Bösem vertrieben worden, denn das heftige Ohrenrüppeln schien er noch Jahre lang hernach zu empfinden.

Man sollte glauben, daß mehrere dergleichen unumstößliche Beweiß von natürlichen Ursachen der Geister und Gespenstererscheinungen die Furcht für so etwas bey Santerre hätten völlig verscheuchen sollen. Aber, gerade war dies bey ihme das Gegentheil. Je älter er wurde, je vester wurzelte bey ihm der Glaube an

übernatürliche Dinge. Kam die Weihnachtszeit, in welcher er es nach Einbildung der Gespenstersehere häufiger als sonst, und allenthalben spuckt, so gieng er Abends bey Zeiten nach Hause; saß gerne in Zirkel seiner Angehörigen und Verwandten, und erzählte von Gespenstern und Erscheinungen dergleichen fürchterliche Geschichten, daß einem die Haut schauerte. Versagte ihm aber jemand den Beyfall an die Wahrheit seiner Erzählung, oder lachte und spottete gar darüber, so hatte mans bey ihm verdorben, und er sagte dann im ganzen Ernst: „Spottet nur ihr dummen Menschen; der Glaube wird euch schon noch an die Hand geben; die Alten waren auch keine Narren: dieser, jener, der und der, haben das was ich erzählt habe, mit Augen gesehen, und mir es selbst gesagt. Kurz, er konnte diesfalls keine Widersprüche vertragen, denn was er einmal für wahr hielt, das mußte wahr seyn.

Dergleichen Aeusserungen zeigten sich bey ihm hauptsächlich in seinen lezten Lebensjahren. Man bemerkte an ihm einen starken Naturnachlaß; seine vorhin so vollkommenen Leibes-

kräfte schwanden sichtbar dahin; sein Nerven System wurde auch immer schwächer, und dieses war es, was bey ihme so viele eingebildete Visionen erzeugte. Bey allen den körperlichen Veränderungen blieb sich aber sein gutes menschenwohlwollendes Herz immer gleich. Er ehrte Gott aufrichtig und besuchte die öfentlichen Gottesdienste fleißig. Nur darüber führte er oft laute Klagen, daß er nicht wie andere Leute in der Kirche die Predigt besser hören und vernehmen könnte, und bat bey jeder solchen Gelegenheit Gott, er möchte ihm doch ein Mittel an die Hand geben, welches ihm nur einigermassen zu seinem Gehör wieder verhelfen würde. Dieses sein Bitten wurde ihm zu seiner unaussprechlichen Freude gewährt.

Im Jahre 1787. kam ein gewisser Augen- und Ohren Operateur nach Ansbach. Santerre erholte sich Raths bey ihm, und dieser nachdeme er die Beschaffenheit seines Ohren-Uebels untersuchet hatte, versicherte, er wolle ihm mit der Hülfe Gottes zu seinem Gehör wiederum verhelfen. Es wurde ein Tag zur Operation bestimmt; Santerrs Verwandte und

andere gute Freunde desselben fanden sich dabey ein; alle fast bezweifelnden einen erwünschten guten Erfolg; und warteten des Arztes begierig. Dieser kam; verlangte warmes Wasser in einem Becken, Santerre mußte s⸗ nahe an den Fenstern auf einem Stuhl setzen; der Operateur zog ein Fläschchen mit rothem Spiritus aus der Tasche; träufelte daraus einige Tropfen in das Becken mit Wasser; nahm eine kleine Spritze welche einen langen Schnabel hatte; füllte diese mit dem Wasser, spritzte damit erstlich in das rechte dann in das linke Ohr, mehrermal wiederholend, hinein; nahm hierauf ein spitziges Zänglein; langte damit aus jedem Ohr einen mit kleinen Häärchen überwachsenen Zapfen heraus, und fragte dann ganz leise: Hören Sie nun? — Ja, Gottlob! recht gut erwiederte Santerre; und alle Umstehenden staunten über diese so geschwinde und glückliche Operation. Er hörte auch so fort gut, so lange er noch lebte, und erinnerte sich dieser Wohlthat an seinen nächst daraufgefolgten Geburtstag in der Art, daß er mit lauter Stimme die Hände mit den Worten zu Gott erhob: „Ich danke dir Geber alles Guten für alles welches du mir in

aller Art zugetheilt hast, ins besondere daß ich wieder hören kann, wogegen auch der Verfall und die Abnahme meiner Kräfte in diesem letztern Jahre nicht zurechnen ist. Soll mir noch mehr zu leiden bevorstehen, so wirst du es erträglich machen und abkürzen, der du bisher alles wohl gemacht hast.

Seit dem Jahre 1789. fieng Santerrs Hütte merklich an zu wanken, doch erhielt sie sich noch zwey Jahre. — Es fand sich öfters eine völlige Abneigung gegen jede Nahrung ein, nur mit Mühe aß und trank er, und so sanken auch bald die physischen Kräfte. Als er im Frühling seines letzten Lebensjahres würklich bettlägerig wurde, zeigte er an den Schmerz der Seinigen über sein Kranksein die innigste Theilnahme. Er wurde immer schwächer, und der Arzt erkannte entschieden das Werk des Sterbens. Gedrängt standen die Seinigen und mehrere Freunde um ihn, als er sanft ins Land der Ruhe hinüber schlummernd die Augen schloß. Santerre starb im Monat May des Jahrs 1791. und hat gelebt 65 Jahre und 9 Monate.

[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leben und Anekdoten des Johann Friedrich Wilhelm Santerre

[Ansbach] 1815

Biogr. 1036 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066481-6